

2013 - 2014

ECHT AKTUELL AUSDRUCKSSTARK MUTIG



SPRICHCODE

LEONDINGER JUGENDPREIS
FÜR SPRACHE UND FOTOGRAFIE

LEONDING
Schön, hier zu leben.



The logo for KUVA, consisting of the letters 'KU' and 'VA' in white on a dark red background, with a small registered trademark symbol (®) between them.

In dieser Publikation sind die ausgezeichneten Texte und Fotos von sprichcode 2013/14 zusammengestellt. Die Jury, siehe S. 132 – 135, hat aus 3.209 Einreichungen die besten ausgewählt und prämiert.

Am 8. Mai 2014 wurden die Preisträger_innen bei der Abschlussveranstaltung im Rathaus Leonding geehrt. Parallel dazu gab es die Möglichkeit die Arbeiten in der sprichcode Fotoausstellung zu bestaunen und den Werken bei den Lesungen der Teilnehmer_innen zu lauschen. Die Arbeiterkammer Oberösterreich beteiligte sich mit den Themen MY FUTURE! und „sicher ist sicher“ „no risk no fun“, zu denen von Oktober 2013 bis Februar 2014 eingereicht werden konnte. In der Kategorie Sprache gab es ein bezahltes Praktikum bei den OÖ Nachrichten zu gewinnen.

Unser Dank gilt den zahlreichen Personen und Unterstützer_innen von sprichcode, die wesentlich zum Erfolg des Leondinger Jugendpreis für Sprache und Fotografie beitragen: Daniela Wagner, künstlerische Leitung, Stadtgemeinde Leonding, Projektträgerin, Wiener Städtische Versicherung und Sparkasse Oberösterreich, Sponsor_innen, Arbeiterkammer Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg, Steiermark, Vorarlberg und OÖ Nachrichten, Kooperationspartner_innen, Kulturland Oberösterreich, Förderung, ORF Oberösterreich, Medienkooperation, Österreichische UNESCO Kommission, Schirmherrschaft, HTL Leonding, Auftaktveranstaltung, HBLA für künstlerische Gestaltung Linz, Grafik, X-net , Homepage.

Wir laden ein zum Lesen, Schmökern oder Recherchieren. Lasst Euch berauschen von Buchstaben und Bildern, sammelt Ideen oder verliert Euch in Betrachtungen. Wir wünschen Euch viel Spaß dabei!

NICOLE HONECK & MELANIE MIKO
KUVA

INHALTSVERZEICHNIS

SPRICHCODE	S. 2	JUROR_INNEN	S. 136 – 139
VORWÖRTER	S. 4 – 6	SPONSOREN_INNEN	S. 140

TEILNEHMER_INNEN

■ SPRACHE

□ FOTOGRAFIE

■ Barbara Reindl	S. 7	■ Anna Neuner	S. 71
Tabea Gruber	S. 12	Hanna Burgstaller	S. 75
Nora Hotz	S. 14	■ Judith Pallitsch	S. 76
■ Cornelia Wagner	S. 16	Elias Duda	S. 85
Benjamin Roidinger	S. 26	■ Renate Nitsrek	S. 87
■ Elisabeth Lintschinger	S. 27	Laura Roth	S. 89
Sandra Prandstätter	S. 30	■ Annemarie Andre	S. 91
David Sporn	S. 31	Helene Leitner	S. 94
■ Paul Halvax	S. 33	■ Lena Gruber	S. 95
Lisa Grosskopf	S. 37	Natascha Rammelmüller	S. 99
■ Markus Winkler	S. 39	■ Simone Müller	S. 100
Cornelia Schraml	S. 41	Sarah Traxler	S. 101
■ Marie Luise Lehner	S. 42	■ Jasmin Schmid	S. 102
Judith Wittinghofer	S. 53	Elias Gross	S. 105
■ Franziska Fuchsl	S. 55	■ Laura Ernst	S. 106
Miriam Kienesberger	S. 59	■ Maximilian Hofbauer	S. 107
■ Magdalena Lohninger	S. 60	■ Laura Scherrer	S. 122
Simone Hart	S. 61	■ Max Koch	S. 127
■ Mercedes Spannagel	S. 63	■ Franz Kroiß	S. 129
Heidemarie Benischek	S. 66	■ Cornelia Gric	S. 131
■ Miriam Suttner	S. 67	■ Semi Emini	S. 134
Klara Steininger	S. 70	■ Tara Meister	S. 135



In einer Zeit, in der Dinge wie Schreiben und Lesen immer mehr in den Hintergrund rücken und auch PISA-Ergebnisse von einer Leseschwäche berichten ist es so wichtig, Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen, die diese Fähigkeiten wieder fördern oder zumindest unterstützen.

Es ist wertvoll neben dem Druck in der Schule und später dem Druck beim Studium oder in der Arbeitswelt, Inseln zu haben, die Räume bereitstellen für Kreativität. Diese Inseln rücken neben dem Alltäglichen leicht in den Hintergrund. sprichcode zeigt auf und fordert ein diese Möglichkeiten des kreativen Austobens zu nutzen. Jede/r kann mitmachen, der/die sich inspiriert fühlt. Und das Schöne ist: man kann sich auch inspirieren lassen, von anderen Einreichungen. Das spornt an, kreativ zu sein.

Kreativität ist eine wichtige Seelennahrung! Und jede Möglichkeit, die kreatives Schaffen unterstützt, muss bewahrt werden!

DANIELA WAGNER
Künstlerische Leitung



EINBLICKE UND AUSBLICKE

Vor nunmehr 12 Jahren hat Leo Kislinger im Zuge des Leondinger Literaturfrühlings die Idee geboren, einen Wettbewerb für junge Leute einzurichten, in dem sie uns ihre Texte einsenden können. Das war als einmalige Aktion gedacht, hat aber so eingeschlagen, dass wir uns schnell einig waren:

Diesen Literaturwettbewerb soll es dauerhaft geben. Wir waren überrascht und begeistert, wie gut die Plattform bei den Jugendlichen angekommen ist. Wir waren verblüfft, welche unverblühte Einsichten die jungen Leute in ihre Welt und in ihr Innenleben gewährten. Schnell wurden Sponsoren und Partner für das Projekt sprichcode gefunden. Und so ist dieses Format bis heute einzigartig geblieben, mehrfach kopiert, aber in seiner Vielfalt und Quantität nie erreicht. Heute ist die Marke sprichcode Österreich weit ein Begriff und unverwechselbar mit der Stadt Leonding verbunden.

In diesem Bewerb hat die Jugend die Möglichkeit mit Texten und Bildern ihre Welt zu zeigen. Er gibt uns Erwachsenen die unschätzbare Möglichkeit, unverfälschte Einblicke in Erleben und Denken der jungen Menschen zu erlangen.

Sprichcode 2013/14 wurde in die Hände von Daniela Wagner als künstlerischer Leiterin gelegt. Ihr wird anvertraut, dieses erfolgreiche Format weiter zu führen, damit auch in den nächsten Jahren Jugendliche diese einzigartige Plattform nutzen können, denn ihre Welt verändert sich rasch. Geben wir der Jugend die Möglichkeit sich kreativ äußern zu können und nutzen wir die Chance ihre Welt erfahren zu dürfen. Die vorliegende Broschüre gibt einen kleinen Einblick in die Äußerungen junger Menschen. Die Plattform www.sprichcode.net gibt den gesamten Überblick über die Einsendungen der letzten 12 Jahre.

Ich wünsche sprichcode und der KUVA, dass das noch lange so bleibt.

FRANZ KREINECKER

Kulturreferent

SEHNSUCHT

BARBARA REINDL
19 / LINZ

PREISTRÄGERIN SPRACHE 18-25

In Prosatexten und Gedichten beschreibt Barbara Reindl Atmosphärisches: das schmatzende Geräusch, wenn der Huf des Pferdes den Boden berührt, die Beziehung von Schwestern, die mittlerweile zu groß sind, um im selben Bett zu schlafen und mit derselben Barbiepuppe zu spielen, die bohemehafte Stimmung in einer Wohngemeinschaft, wo plötzlich etwas aus dem Ruder läuft und eine Mitbewohnerin aus dem Fenster springt. Doch Barbara Reindl beweist nicht nur viel Gespür für zwischenmenschliche Stimmungen, sondern auch für Witz und Komik. Fein beobachtete und lakonisch beschriebene Details verleihen ihren Texten Tiefe und Souveränität.

Viktor mag sein Spiegelei sunny-side-up, Nele mag es irgendwie, nur der Dotter muss in der Mitte sein und Hannes mag gar kein Ei. Heute, heute ist alles anders. Heute will Nele den Dotter nicht in der Mitte haben. Sie steht und guckt mir über die Schulter und sagt: „Was tust du da? Ich will doch kein Spiegelei mit diesem Glibberding in der Mitte.“ Und ich sage: „Du willst den Dotter in der Mitte.“ „Dann will ich ihn heute nicht in der Mitte, sondern am Rand.“, sagt sie. Ich sage nichts und Nele wird wütend. Wenn Nele wütend wird pulsiert eine kleine Ader an ihrer rechten Schläfe und das linke Augenlid zuckt. Nele ist wütend und stampft mit dem Fuß auf. Im dunklen Fakeparkettboden bleibt eine kleine Kerbe von ihren hohen Absät-

zen. Die Holzwürmer haben Kopfweh. Dann stürzt sie aus dem Raum und aus der Wohnung. Zurück bleiben die kleine Kerbe und ein Hauch ihres Parfüms. Klick-klack, klick-klack machen die Absätze. Rums macht die Tür und seufzt. Viktor kommt in die Küche. Er brummt und setzt sich. Er hat seine Brille vergessen und sein T-Shirt falsch herum an. Mit der Gabel sticht er auf die gelbe Blume in der Tellermitte ein. Er brummt und tastet mit der Gabel nach dem Ei. Er findet es und reißt große Stücke ab, schiebt sie in den Mund und kaut. Etwas Ei hängt in seinem Mundwinkel. Seine Hand greift nach der Kaffeetasse und erwischt die Zuckerdose. Sie fällt um. Auf dem Marmeladefleck auf der Tischdecke entsteht ein kleiner weißer Berg. Er schiebt sich das letzte Stück Spiegelei in den Mund, kaut, kaut, schluckt. Dann steht er auf und schlurft aus der Tür. Nun sind Hannes und ich alleine. Hannes ist sehr groß und sehr blond. Seine Augen sind dunkelblau. Er ist gutaussehend und klug. Und das ist gefährlich. Er sieht mich an, ich sehe ihn an, er sieht mich an, ich sehe ihn an. Es stinkt. Neles Ei. Der Dotter ist nun gar nicht mehr glibberig. Er raucht und stinkt und ist ganz schwarz. Ich kippe das Ei in den Müll, sehe Hannes an und gebe Salz in die Pfanne und etwas Wasser. Hannes sieht mich an und sagt: „Nele ist schwie-

rig.“ Ein wohliges Gefühl durchströmt mich. Ich sage: „Sie ist Künstlerin.“ Er sagt: „Du bist auch Künstlerin. Eine bessere.“ Wir wissen beide, dass er lügt. Ich fühle mich gut und sehe dem Salz zu wie es langsam verschwindet. Es ist noch immer da, aber man kann es nicht sehen. Die Vorstellung gefällt mir. Hannes isst einen Apfel. Hannes isst immer Äpfel oder Vollkornbrot oder Bio-Magerhüttenkäse mit Kräutern von Tiroler Hochland-Almen. Er geht ins Fitnessstudio. Sein Bauch ist hart und flach. Viktors Bauch ist weich. Viktor studiert Informatik. Er ist nicht so klug wie Hannes, aber geschickt. Er kann mit seinen Klodeckelhänden die Drähte meines Computers so zusammenstecken, dass er anschließend wieder funktioniert. Dabei stehe ich neben ihm und unsere Beine berühren sich. Dann sieht Viktor mich an und ich frage ihn, wie er die Drähte zusammenfügen kann während er mich ansieht und er lacht und sagt, er könne das eben. Wenn Viktor lacht werden sein Mund breit und groß und seine Augen sonnig. Dann möchte ich meine Hände in seinen Haaren vergraben.

Heute ist alles anders. Als ich nach Hause komme rieche ich nicht Neles süßes teures Parfüm, das ich auch gerne gehabt, es aber nicht zu kaufen gewagt hätte. „Wo ist

Nele?“, frage ich und bekomme keine Antwort. In der Küche höre ich ein Messer Gemüse schneiden. Ich mache Kaffee und sehe Hannes zu wie er Paprika schneidet. Die winzigen roten Stückchen perlen wie Blutstropfen von der scharfen Klinge. Die Nachmittagssonne taucht die Küche in goldenes Licht. Es verfängt sich in Hannes Haaren. Ich stelle ihn mir nackt vor mit den Haaren voller Sonnenschein. Der Kaffee ist heiß und verbrennt meine Lippen. Ich suche nach dem Wein, den mir mal jemand geschenkt hat und Hannes sagt: „Nele hat den Wein mitgenommen. Sie malt.“

Manchmal stelle ich mir vor, wie ich die kleine Stelle unter dem Ohr auf Hannes Hals küsse. Dann höre ich wie er „Nele“ sagt und bekomme ein schlechtes Gewissen. Ich möchte meine Kamera an die Wand werfen und Balletttänzerin werden. „Ach, ein Foto kann doch jeder schießen“, hat mal jemand zu mir gesagt. „Aber Bilder malen, gute Bilder, das ist schwer.“ Nele malt gute Bilder, wenn sie meinen Wein trinkt, werden sie noch besser. Wenn ich den Wein trinke, werden meine Bilder unscharf. Als Balletttänzerin bist du schön, grazil und leicht. Ich glaube die Welt sieht auf Zehenspitzen anderes aus. Die Männer haben alle einen Hannes-Bauch. Alle. Und diesen Hintern, diesen göttlichen. Wenn die Musik beginnt, schwebst du. Von Licht und Musik leben. Dann bräuchte man den Wein nicht mehr. Ich wäre gerne eine Balletttänzerin in Neles Bildern. Die können fliegen.

Als der Schrei den sanft grauen Abend zerreißt, hole ich

mit Zahnseide Hähnchenreste aus meinen Zähnen, den Geschmack von Blut auf der Zunge. In Viktors Zimmer fällt etwas zu Boden, das laut kracht. Die Neugier lässt mich das Stück unbenutzter Zahnseide in den Mülleimer werfen. Auf dem Flur stoße ich mit Hannes zusammen und spüre für einen süßen Moment sein weiches Haar auf meiner Wange. Heute ist alles anders. Viktor ist plötzlich schnell. Das Fenster ist geöffnet, als Hannes und ich es erreichen. Ich zwänge mich zwischen die anderen. Unten steht eine vertrocknete kleine Gestalt, die wir nur „die Alte“ nennen. Ich glaube, sie heißt Frau Hoscheck. Sie schimpft. Mit Nele, die zwischen ihren Tomaten liegt. Die Stufen gehe ich ganz langsam hinunter.

Dort stehen wir nun. Ich finde Nele sieht schön aus. Das Rot der reifen Tomaten neben ihrer porzellanweißen Haut. Die dunkelbraunen Haare sehen im Licht der müden Straßenlaterne schwarz aus. Auf ihrem Kinn sind zwei kleine Tupfer blauer Ölfarbe. Die Arme sind vom Körper gespreizt und weiß wie Engelsflügel. Engelsflügelarme. Hannes sagt nichts. Sein Gesicht ist richtig tot. Er hat mit Nele geschlafen. Er glaubt, dass ich das nicht weiß. Viktor hat seine Klodeckelhände in meine Schultern gedrückt. Es tut weh. Frau Hoscheck schimpft. Ich beobachte, wie sich ihre Lockenwickler lösen. Man hört es nicht, wenn einer zu Boden fällt. Sie ruft: „Die schönen Tomaten!“ Und sieht furchtbar böse aus. „Zerdrückt. Ich kann höchstens Suppe aus ihnen machen.“ Ich würde ihren Kopf gern in die feuchte Erde drücken. Nur solange, bis sie still ist. Viktor tut es und plötzlich ist es still. Ich rieche süßes

teures Parfüm. Reife Tomaten und Haarfestiger. Als die Rettungsleute kommen sagt Hannes: „Sie konnte nicht fliegen, aber sie wollte.“

Nachdem die Sanitäter Nele aus den Tomaten gefischt haben, sitzen wir auf den Fliesen im Flur und trinken Whiskey bis alles nebelig wird. Viktor darf keinen Whiskey trinken, weil er ihn nicht verträgt und Hannes mag ihn nicht. Wegen der Kalorien. Aber heute ist alles anders. Heute hat Nele versucht zu fliegen, wie die Tänzerinnen in ihren Bildern. „Sie hat oft vom Fliegen geredet.“ sagt Hannes und nimmt einen großen Schluck. Er hustet. Whiskey ergießt sich über den Boden. Viktor legt den Kopf in meinen Schoß. Ich halte die Flasche an seinen Mund. Er trinkt. Die braune Flüssigkeit läuft an seinem Hals hinunter und hinterlässt Flecken auf meiner Hose. Bald können wir auch fliegen. Bald.

SPRACHE

SCHWESTERN

ODER FÜR EVA

BARBARA REINDL
19 / LINZ

PREISTRÄGERIN SPRACHE 18-25

E in stein der ins wasser fällt
und kreise zieht
ein lachendes gesicht
und eine erinnerung
aber die sicht ist schwach
vom anderen ufer
aber ich werde sie nicht vergessen
und wenn der nebel aufzieht hole ich die taschenlampe
früher war nur ein leben
die selben kleider und das selbe barbiepferd
und der eine prinz, braun und mit muskeln
heute zwei leben, der prinz hat den kopf verloren
manchmal blinkt der bildschirm
denn briefe sind out
wenn ich sie wiedersehe ist die haarfarbe anders
und wir schlafen im selben bett
ich trete sie

FOTOGRAFIE

TABEA GRUBER



FOTOGRAFIE

KALTES ZUHAUSE, WASSERTROPFEN, NEBEL, SCHLAFMANGEL

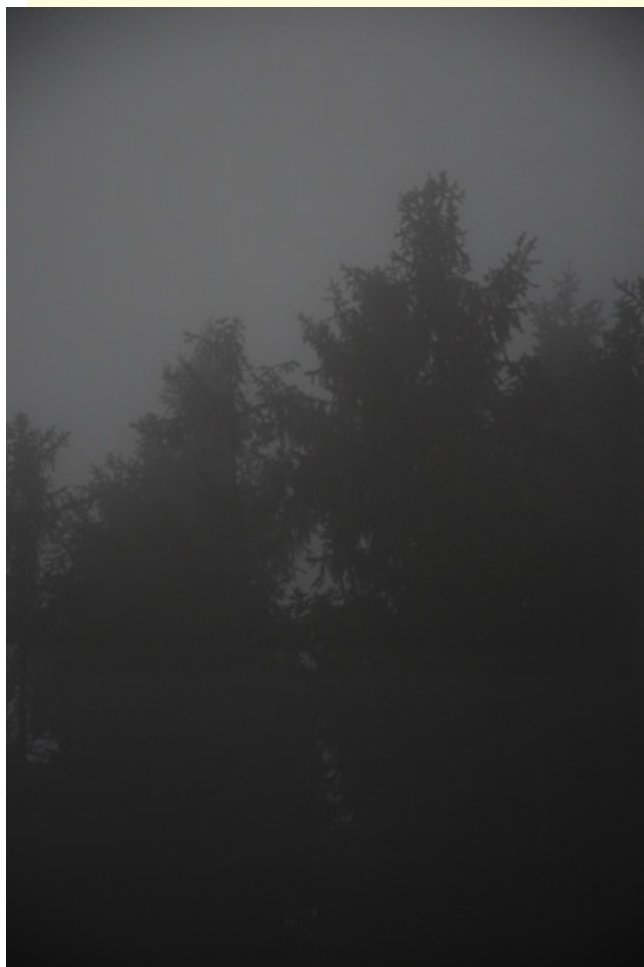
NORA HOTZ
16 / MICHELDORF

■ Kaltes Zuhause: Nora Hotz hat einen sensiblen film-
ischen Blick und schafft existentiell aufgeladene
Atmosphären.



FOTOGRAFIE

NORA HOTZ



DER SCHREI DER STILLE

CORNELIA WAGNER
17 / FISCHAMEND

PREISTRÄGERIN SPRACHE 14-17
AK PREISTRÄGERIN SPRACHE 14-17

■ Cornelia Wagner beschreibt auf anrührende Weise die Geschichte eines Verlusts sowie den Versuch, diesen Verlust mit Tönen und Worten wettzumachen. Der Protagonist ihrer Erzählung ist ein Punk, ein Goth oder Emo - ein Außenseiter, der vor der Realität in die Welt der Bücher und der Musik flüchtet. Cornelia Wagner erzählt von der Erfahrung des Nicht-Verstanden-Werdens auf frische, authentische und unlarmoyante Weise, findet überzeugende Bilder, um Trauer und Einsamkeit zu beschreiben, besticht mit genauen Beschreibungen und Beobachtungen von Dingen und Gefühlen.

Ich bin ein Punk. Oder Goth. Oder ein Emo, das ist jetzt modern. Die Leute geben mir viele Namen. Manchmal bin ich auch einfach nur ein Rebell. Einer aus der Randgruppe. Selten ein netter Junge. Aber immer ein schlechter Einfluss. Eine Bedrohung. Ein Grund, die Straßenseite zu wechseln.

Halt dich bloß fern von diesen Leuten, flüstern Mütter ihren Söhnen zu. Und du dich erst recht, sagen sie ihren Töchtern. Ich tue so, als würde ich sie nicht hören. Gehe immer weiter. Meistens habe ich Kopfhörer in den Ohren, obwohl ich nie Musik höre. Nicht auf der Straße. Ich brauche sie, weil sie mich von der Außenwelt abgrenzen. Nicht viel, nein. Trotzdem werde ich etwas unsichtbarer. Man kann mich noch sehen, aber das Licht scheint bereits durch meinen Körper hindurch. Menschen sehen mich zwar an, aber sie reden über mich, als könnte ich sie nicht hören.

Musik will ich nur in meinem Zimmer hören. Dann schließe ich die Tür, schalte das Licht aus und setze die Kopfhörer auf. Nicht die kleinen, die man sich ins Ohr steckt. Die fand ich schon immer schmerzhaft. Außerdem verzerren sie die Musik, das will ich mir nicht antun. Ich habe große Kopfhörer, beinahe zu groß für meinen Kopf. Die Bügel sind nicht verstellbar; ich muss sie festhalten, damit sie mir nicht von den Ohren rutschen. Aber das ist mir egal, Hauptsache die Musik ist gut. Schubert höre ich gerne. Und Ravel. Bach. Am liebsten die Sonaten, die waren schon immer ganz besonders. Ich höre sie für Stunden. Dabei drehe ich den Ton immer lauter, immer lauter, je besser die Musik wird. Ich kann die Musik nicht richtig genießen, wenn sie leise ist. Also drehe ich sie lauter. Aber es ist immer noch zu leise. Erst wenn meine Ohren schmerzen, habe ich das Gefühl, sie endlich vollends zu begreifen. Dann tanze ich auf den letzten Noten. Gehe auf im abschließenden Feuerwerk der Stimmen. Dabei lache ich. Oder weine ich. Weil ich mir sicher bin, dass es das ist. Das ist es! Aber das ist es nicht. Denn wenn ich die Musik wirklich vollständig begreifen würde – sie wirklich komplett aufnehmen könnte –, würde nichts mehr von mir übrig bleiben. Kein Haar, keine Knochen, nicht ein Funken

meiner Seele, falls ich eine besitze. Und die Musik ist zu Ende. Und ich bin noch da. Es ist ruhig und ich sitze in meinem Stuhl mit den übergroßen Kopfhörern.

Es ist okay, schätze ich. Es soll wohl einfach nicht sein. Trotzdem drehe ich die Musik lauter. Jedes Mal.

Die Kopfhörer hat Papa mir geschenkt. Früher habe ich die Musik nämlich laut abgespielt. Das hat ihn gestört. Dann kam er die Treppe hoch und klopfte an meine Tür. Er schlug dagegen, aber ich sperre sie immer ab, wenn ich Musik höre. Er schrie und schrie, bis ich ihm öffnete. Weil er meine Sonaten ruinierte. Ich verstand nicht, wie so er wütend wurde. Wie kann man bei dieser Schönheit wütend werden? Aber Papa wurde es. Und als er es nicht mehr aushielt, brachte er die Kopfhörer mit nach Hause. Hat sie wohl jemandem abgekauft – ist zu sparsam, um neue Dinge zu kaufen. Aber ich war glücklich. Endlich konnte ich die Musik so laut haben, wie ich wollte. Das Leder vom Bügel blättert ab und hinterlässt schwarze Flecken auf meiner Haut, aber selbst das stört mich nicht. Solange ich meine Ruhe habe.

Denn ich mag die Stille. Als Kind habe ich von ihr gehört. Konnte mir aber nicht vorstellen, wie das ist, diese komplette Ruhe. Das Nichts. Kein Schreien, keine Schläge, kein Weinen. Auch keine summende Elektronik, keine Autos, keine Straßenbahnen, keine Flugzeuge, keine knarrenden Bodendielen, keine verrosteten Rohre. Nichts von alledem. Aber sie kam und kam einfach nicht zu mir. Also bin ich sie suchen gegangen. Zuerst suchte ich im Himmel nach ihr. Bin auf alle Gebäude geklettert. Es war leiser, ja, aber nicht das, was ich wollte. Zu viel Wind. Immer noch viel zu laut. Trotzdem war es schön dort oben. Weil ich alleine war. Aber was ich suchte, war nicht die Einsamkeit, sondern die Stille. Also bin ich in die Erde gegangen. Das war schon besser. In Keller von alten Gebäuden bin ich da gegangen. Aber nach einiger Zeit fanden mich die Geräusche auch dort. Wieder diese Rohre. Manchmal auch Tiere. Katzen, Nagetiere, Insekten. Auch die Dinge über der Erde riefen nach mir. Sie wollten mich nicht alleine lassen; sie hatten Angst davor, dass ich die Stille fand, habe ich mir gesagt. Wieso, kann ich mir nicht erklären.

Irgendwann habe ich also aufgehört nach ihr zu suchen. Sie war wohl nicht für mein Leben bestimmt. Manche haben sie, manche nicht. Es ist okay, schätze ich. Trotzdem frage ich mich manchmal, wie sie wohl so ist. Wie es sich anfühlt, nichts zu hören. Als würde man aufhören zu existieren, denke ich mir. Als wäre man nicht mehr da. Kein Teil des Ganzen mehr, sondern losgelöst. Von allem. Die Stille kommt wohl, wenn man die Musik endlich vollkommen begriffen hat. Danach wird man nichts mehr hören.

Denn die Ohren haben das Schönste gehört – wieso sich danach noch mit den Alltagsgeräuschen zufrieden geben? Das hoffe ich, wenn ich die Musik wieder lauter drehe; dass die Stille mich doch irgendwann findet und ich meine Ruhe haben kann.

Individualist.

So nennt Papa mich, wenn er mich zu erklären versucht. Er braucht für alles eine Erklärung; ich nehme es ihm nicht übel. Wenn etwas nicht nach Plan läuft, gibt es einen Grund dafür. Immer. Auch für Mamas Tod hat er einen gefunden. Alkohol. Sie hat einfach zu viel getrunken, antwortet er auf meine Fragen. Wieso? Da wird er still. Vielleicht fällt ihm kein weiterer Grund ein. Und wenn ihm keiner einfällt, wird er wütend. Ich sage es ihm zwar nicht, aber ich denke nicht, dass es der Alkohol war. Im Gegenteil. Der hat sie glücklich gemacht. Wenn sie keinen hatte, war sie traurig. Verzweifelt. Das sah ich bereits als Kind in ihren Augen. Ich verstand nicht, weshalb sie so verzweifelt war. Ich weiß es immer noch nicht. Papa muss es wissen, aber er verrät es mir nicht.

Mama hat mich nie so genannt. Sie hat nicht versucht, mich zu erklären. Damals war alles aber auch noch einfacher. Es gab uns drei und das reichte. Papa war nicht oft da, aber das war in Ordnung. Mama und ich brauchten ihn nicht. Wir hatten uns. Und Bücher. Einen eigenen Raum hatten wir dafür. Es war eines der ersten Worte, die sie mir beigebracht hat: BI – BLIO – THEK. Ein Wort, das von

einem hellen Mantel umgeben wird – man merkt gleich, dass es ein besonderes Wort ist. Es verbirgt sich mehr dahinter. Alle Geschichten, alle Orte, alle Personen spiegeln sich darin wider.

Mama und ich verbrachten Stunden dort drinnen. Doch die Zeit zählte nicht. Sobald man durch die Tür ging, verloren Minuten ihre Bedeutung. Sie schwebten unschlüssig im Raum, hatten keine Ahnung mehr, was ihre Bestimmung war, fielen von der Decke auf den Boden und stiegen wieder auf. Von oben betrachteten sie uns beide. Sahen, wie Mama mir die Bücher zeigte. Ich lernte erst spät, die Geschichten aus den Seiten zu locken. Die Wörter mögen mich nicht, sagte ich. Für mich schließen sie sich nicht zusammen, sie lachen mich aus und springen über die Seite davon. Mama lächelte. Sie antwortete nicht. Sie nahm mir nur das Buch aus den Händen, setzte sich mir gegenüber und begann, die Geschichte hinter den Seiten hervorzulocken.

Ich war noch sehr jung. Zu jung, um eine Ahnung von Schönheit zu haben. Aber in diesen Momenten wusste ich, dass Mama die schönste Frau von allen war. Ihre Lippen, die langen Haare, das leichte Lächeln, das sich nicht traute, mehr von sich zu zeigen, und die helle Stimme, die Schlösser in die Luft malte. Und irgendwann konnte auch ich die Geschichten verstehen. Die Buchstaben blieben auf ihrem Platz und hielten sich an den Händen, während ich sie las. Meine Stimme war nicht so hell wie Mamas und sie floss auch nicht, sondern stockte und stolperte über einzelne Buchstaben. Aber das störte sie nicht. Sie hörte

mir jedes Mal zu. Dabei lächelte sie. Ganz leicht.

An diese Zeit erinnere ich mich. Nicht an das, was danach kam. Mama wurde zu einer Frau, die ich nicht kannte. Es gab kein Lächeln mehr und auch keine helle Stimme. Sie sprach nicht mehr viel. Und wenn sie sprach, dann war ihre Stimme brüchig, schwarz und stolperte über einzelne Buchstaben. Der Alkohol hat das gemacht. Ist wie Schleifpapier ihren Hals herabgerutscht und hat die Stimmbänder rau gemacht. Sie ging auch nicht mehr in die Bibliothek. Das freute mich. Denn diese Frau wollte ich nicht dort haben. Diese Frau hätte mit ihrer schwarzen Stimme die Bücher eingehüllt und alle Geschichten darin ermordet.

Es war schnell vorbei. Papa hat versucht, mit mir zu sprechen, aber ich hörte ihm nicht zu. Mama ist nicht gestorben. Die fremde Frau ist gestorben, aber Mama ist in der Bibliothek geblieben. In dem Raum mit den vielen Geschichten und dem komischen Namen. Dort hat sie sich versteckt. Sie ist dort, wo es keine Zeit mehr gibt. Dort wartet sie auf mich, damit ich ihr eine Geschichte vorlese.

Individualist.

Ich weiß nicht einmal, was das ist. Entweder sind wir's alle oder niemand ist einer, sage ich. Und ich denke nicht, dass man Menschen erklären kann. Wenn ich einzelne Wörter herausuche und sie um einen Menschen herum anordne, habe ich ihn noch nicht erklärt. Ich habe ihm

Namen gegeben, das ist alles. Aber Namen kommen und gehen, sie sind nur Bezeichnungen. Dünne Wörter. Wie ich, wenn ich Kopfhörer auf der Straße trage. Dann bin ich zwar auch da, aber Menschen reden über mich, als wäre ich es nicht. Durch Namen scheint das Licht hindurch – sie sind leer. Ganz leicht.

Ich finde keine Wörter, die zu mir passen. Papa lacht und sagt, Wörter sind wohl meine Feinde. Ich lache nicht mit. Sie sind nicht meine Feinde. Nicht mehr. Es kommen einfach nicht viele aus mir heraus. Sie sind alle in mir drinnen; ich behalte sie bei mir. Dort schiebe ich sie von links nach rechts. Verbinde sie. Trenne sie. Ich sehe Muster und Farben. Nein, ich mag Wörter. Es macht mich nur traurig, zu sehen, wie andere sie verschwenden. Schleudern sie in die Luft, wo sie dann hoch hinauf schweben, weil sie nicht mit Gedanken beschwert wurden. Vielleicht fand ich die Stille deswegen nicht auf den Dächern. Vielleicht war es nicht der Wind, der in meinen Ohren schrie, sondern verlorene Wörter. Die wurden achtlos freigelassen und jetzt fliegen sie umher. Vielleicht suchen sie etwas. Die Stille? Wollen wohl auch aufhören zu existieren. Keine Wörter mehr sein, nicht mehr gehört werden.

Ich bin nicht ganz ehrlich gewesen. Ich habe gesagt, die Stille ist nie zu mir gekommen. Dass ich sie noch nie gesehen habe. Aber das stimmt nicht. Nicht ganz. Sie ist noch nie zu mir gekommen, aber ich habe sie gesehen. War kurz davor – so kurz – sie zu erreichen. Ich sah sie in ihrer gesamten Schönheit, aber es hat nicht gereicht. Es

hat einfach nicht gereicht.

Es war in der Bibliothek. Papa war nicht da; er mag es nicht, wenn ich in den Raum gehe. Nicht, seit Mama weg ist. Ich habe ihr ein Buch vorgelesen. Meiner wahren Mutter, die sich zwischen den Seiten versteckt hielt. Die Wörter passten perfekt ineinander. So lächerlich perfekt, dass ich es nicht begreifen wollte. Oder konnte. Sie reihten sich aneinander und hätte ich auch nur eines verschoben, wären alle miteinander von der Seite gefallen. Ich konnte sie hören. Die Wörter. Zuerst flüsterten sie. Dann wurden sie lauter. Immer lauter. Wie meine Musik. Nur dass ich sie nicht lauter drehen musste, sie taten es von selbst. Ich las weiter. Ungläubig. Mit offenem Mund. Denn ich wagte es nicht mehr, sie laut vorzulesen. Und die Wörter fingen an zu schreien. Sie schrien. Trotzdem hörte es sich wunderschön an, wie eine Sonate von Bach. Und da spürte ich die Stille in einer Ecke lauern. Ich traute mich nicht, sie anzusehen. Sie war ein scheues Tier, das sich vor meinem Blick versteckte. Ich wusste, wenn die Wörter nicht aufhörten zu schreien, dann würde sie kommen. Dann musste sie einfach kommen. Dann konnte sie mich nicht mehr ignorieren. Also las ich und las ich. Aber sie kam nicht. Die Wörter wurden leiser. Ich bat sie, es nicht zu tun. Nur noch etwas länger. Eine Seite. Und dann könnte ich endlich aufhören. Dann würde ich meine Ruhe haben. Aber sie reagierten nicht. Das Geschrei verebbte zu einem Murmeln. Einem Flüstern. Stille. Aber nicht meine Stille. Nicht die vollkommene. Es war die Stille, die keine Stille war und mich verhöhnte.

Und seitdem? Seitdem ist nicht mehr viel. Ich bin da. Aber auch nicht mehr wirklich. Wenn ich meine Hand zur Sonne strecke, sehe ich, wie das Licht durchscheint. Ich bin ein leeres Wort. Wurde achtlos und ohne einen Gedanken in diese Welt entlassen. Jetzt schwebe ich über den Dächern und will nicht mehr gehört werden. Warte darauf, dass ich gefunden werde. Von der Stille. Von ihr. Bis dahin falle ich von der Decke und schwebe wieder empor. Dabei betrachte ich alles. Als Außenstehender, von oben. Denn ich bin kein Teil von euch, kein Teil vom Ganzen. Bin etwas Eigenes. Etwas Neues? Bach spielt und die Wörter

schreien. Die Violinen erheben sich. Wörter verstecken sich. Man muss sie hervorlocken. Mit einer hellen Stimme am besten. Einer, die Schlösser in die Luft malt. Sie könnte auch mir ein Schloss malen, dort oben, über den Dächern. Dort würde ich wohnen, in meinem Paradies. Dort gäbe es eine BI – BLIO – THEK und auch die Musik. Dorthin würden alle leeren Wörter kommen. Wörter wie Punk oder Goth oder Emo. Auch Individualisten. Namen. Erklärungen. Sie alle steigen zu mir auf. Und das Licht scheint durch unser Schloss hindurch, denn wir sind nicht wirklich da.

SIND LEERE WÖRTER. WARTEN AUF DIE STILLE. WAS BLEIBT

CORNELIA WAGNER
17 / FISCHAMEND

PREISTRÄGERIN SPRACHE 14-17

AK PREISTRÄGERIN SPRACHE 14-17

Die Sonne traut sich wieder in den Raum. Die Party ist vorbei. Noch zögernd tastet sie die Überlebenden ab. Wie ein Blinder, der versucht, zu sehen. Ein Tisch. Eine Tür. Langsam bekommen alle seine Farben wieder, die sie am Abend zuvor eingetauscht haben. Die alten Kippen, leeren Gläser und die zerbrochenen Flaschen. Umwabert vom Geruch geplatzter Träume.

Und ich.

Obwohl von mir nicht mehr viel übrig ist. Sie haben alles genommen; nichts zurückgelassen. Knochen. Blut. Haut, die straff über rotes Fleisch gespannt ist. Sie ist fleckig. Rissig. Wie ein altes Sofa. Eines, das einmal weiß gewesen ist, aber wegen den ganzen Ärschen nun grau ist. Man hängt noch daran, obwohl man es schon so lange gequält hat. Denn es geht nicht mehr ums Sofa. Es geht um die Erinnerungen, die man in den Stoff eingearbeitet hat. So

fest, dass ihn nun niemand anderes mehr haben will. Ich lehne an der Wand und starre in die Unendlichkeit. Versuche zu begreifen, dass es vorbei ist. Ich muss meine Existenz erst noch in den neuen Tag einweben, ganz langsam, damit das Netz nicht zu locker wird und ich hindurchfalle. Doch man hat mir die Zeit dafür dagelassen. Auch wenn sie alles genommen haben, die Zeit haben sie wohl vergessen. Jetzt füllt sie den Raum etwa bis auf Höhe der Kniekehlen. Ich liege in einem Meer aus verrinnenden Minuten. Sie streicht mit ihren Eisfingern über meine nackte Haut. Ich nehme einen Strang meiner Existenz, umwickle ihn mit einem Mantel aus Zeit, den ich aus der Luft ziehe, und webe mein Netz.

Wie eine Schwarze Witwe fühle ich mich. Die Spinnen, die ihren Männern den Kopf abreißen. Zufrieden damit, im Körper einer Frau geboren worden zu sein. Ich kann meine acht Beine spüren. Die haarigen, schwarzen Gliedmaßen, die den Boden um mich herum abtasten. Das dritte Bein von links stößt auf eine umgefallene Bierflasche.

Mit ihren Borsten leckt es an der Flüssigkeit. Schal. Abgestanden. Kein Bier mehr für die Schwarze Witwe. Doch es ist alles nur eine Farce. Ein Spiel. Die Spinne ver-

fest, dass ihn nun niemand anderes mehr haben will. Ich lehne an der Wand und starre in die Unendlichkeit. Versuche zu begreifen, dass es vorbei ist. Ich muss meine Existenz erst noch in den neuen Tag einweben, ganz langsam, damit das Netz nicht zu locker wird und ich hindurchfalle. Doch man hat mir die Zeit dafür dagelassen. Auch wenn sie alles genommen haben, die Zeit haben sie wohl vergessen. Jetzt füllt sie den Raum etwa bis auf Höhe der Kniekehlen. Ich liege in einem Meer aus verrinnenden Minuten. Sie streicht mit ihren Eisfingern über meine nackte Haut. Ich nehme einen Strang meiner Existenz, umwickle ihn mit einem Mantel aus Zeit, den ich aus der Luft ziehe, und webe mein Netz.

Wie eine Schwarze Witwe fühle ich mich. Die Spinnen, die ihren Männern den Kopf abreißen. Zufrieden damit, im Körper einer Frau geboren worden zu sein. Ich kann meine acht Beine spüren. Die haarigen, schwarzen Gliedmaßen, die den Boden um mich herum abtasten. Das dritte Bein von links stößt auf eine umgefallene Bierflasche.

Mit ihren Borsten leckt es an der Flüssigkeit. Schal. Abgestanden. Kein Bier mehr für die Schwarze Witwe. Doch es ist alles nur eine Farce. Ein Spiel. Die Spinne ver-

beugt sich, der Vorhang fällt und ich bin wieder ich. Mit meinen zwei Beinen, die nichts schmecken. Ich stehe auf. Die Welt dreht sich, um mich zum Fallen zu bringen, aber das erlaube ich ihr nicht. Meine Hand an der kalten Wand hält mich in der Realität fest. Erst als alles wieder zum Stillstand gekommen ist und der Raum wieder tot vor mir liegt, wage ich die Schritte zum Tisch. Mein Blick ist verschwommen, aber es genügt für meine kurzsichtige Welt.

Ich taste nach der nächsten Zigarettenspackung. Es ist noch eine drinnen. Die Zigarette schmeckt nach Alkohol und Schweiß, aber es stört mich nicht. Vielleicht hat sie schon jemand im Mund gehabt, vielleicht hat sie das Aroma des Raumes in sich aufgenommen. Sie braucht einige Anläufe, um aufzuglühen, aber ich lasse ihr die Zeit. Ich will die Süße nicht hetzen. Wir sind die letzten Überlebenden und haben nun alle Zeit der Welt.

Die Kälte leckt über meine nackten Oberschenkel. Mit der Zigarette zwischen den Fingern beuge ich mich hinunter. Der Boden schwimmt vor meinen Augen und ich richte mich wieder auf. Nehme einen tiefen Zug. Ein warmer Fluss fließt von meiner Lunge bis in die Fersen, wo er einen See auf den Fliesen bildet. Doch meine Fußsohlen bleiben unversehrt.

Etwas leuchtet mich aus der Ecke an. Ein Spiegel, der mir mit einem Sonnenstrahl zublinzelt. Meine Füße hinterlassen brennende Spuren, als ich zu ihm gehe. Das Spiegelbild betrachte ich wie ein fremdes Gemälde. Die Zigarette bildet eine verrauchte Krone um meinen Kopf. Wir sind jetzt Freunde, die Süße und ich, also schenkt sie mir eine Krone. Ich bin jetzt die Königin dieses Raumes. Weil ich als

Einziges überlebt habe.

Der Kopf der Königin hat kein Gesicht mehr. Es ist zwar alles da: Augen, Nase, Mund, Ohren. Aber das Gesicht, das diese Körperteile bilden sollten, gibt es nicht mehr. Der Mund im Spiegel verzieht sich zu einer Perversion eines Lächelns. Ich habe mein Gesicht verloren. Und meine Hose, wie der Spiegel bestätigt. Immer noch dieselbe fleckige Haut. Ist immer noch da.

Und wenn ich nicht mehr da bin? Wenn auch ich diesen Raum verlasse? Vielleicht löst er sich auf. Wenn die Königin nicht hinsieht, hat er keinen Grund mehr, die Illusion aufrechtzuerhalten. Dann zerfällt mein Königreich und ich habe nichts mehr. Nur noch meine verrauchte Krone, aber selbst die wird mir von einem Windstoß genommen werden. Der Wind ist grausam. Er wird mir die Wange küssen, aber gleichzeitig alles nehmen. Ohne Fragen. Sie nehmen mir alles. Und ich bleibe nackt zurück, nackt bis auf die Knochen.

Die Flecken auf meiner Haut vergrößern sich. Weiße Flecken, wie Inseln in einem roten Fluss kranker Haut. Sie breiten sich über meinen gesamten Körper aus. Kriechen die Beine nach oben, halten sich an den Hüftknochen fest, gehen von dort weiter über meinen Unterleib. Der Spiegel zeigt mir, was passiert, aber ich reagiere nicht. Nehme es mit einem Zug an meiner Zigarette hin. Sie glüht auf und bringt ein rotes Licht in den noch grauen Morgen. Nein, es ist nicht der Morgen, der grau ist. Mein Körper ist es. Grau und alt und verbraucht. Die weißen Inseln sind verschwunden. An ihrer Stelle bilden sich dunkle Spuren, wie

die Narben von Krallen. Meine Haut schält sich ab und fällt in Fetzen zu Boden. Mit einem dumpfen Geräusch schlägt sie dort auf und verbrennt. Ich inhaliere weiter den süßen Rauch und der See aus Feuer umschlingt stärker meine Knöchel. Ich kann mich nicht bewegen, er hält mich fest. Haut und Fleisch fallen zu Boden und verbrennen mit einem Zischen.

Ich kann meinen Kopf nicht mehr sehen; er ist in meinem verqualmten Luftschloss eingesperrt. Der Königin wurde ein Schloss gebaut, ganz oben. Von dort oben sieht sie hinab auf den sterbenden Körper und merkt nicht, dass sie verbunden sind. Sie ist in Sicherheit, das Sterben interessiert sie nicht. Nur meine Süße ist mutig genug, mit ihrem roten Kreis Farbe zu zeigen. Währenddessen ist mein Körper gestorben. Alles Fleisch ist nun verbrannt. Ich hätte nicht gedacht, dass das Fleisch in Fetzen fallen würde. Ich habe immer gedacht, dass es wie Blätter eines Baumes zu Boden gleiten wird. Oder schmelzen und hinterfließen. Wie Lava von einem Vulkan. Dann würde es mich noch einmal wärmen, bevor es mich komplett verlässt.

Als bloßes Skelett stehe ich mit meiner Süßen da. Auch sie ist dem Sterben nahe. Wir sterben gemeinsam. Wir, die letzten Überlebenden. Die Knochen sind weiß – endlich wieder weiß. Und ich habe gedacht, dass ich immer grau bleiben müsste. Wegen den Erinnerungen. Aber ich bin wieder weiß. Die Süße gleitet aus meinen Knochenfingern und fällt zu Boden. Mit einem dünnen Rauchfaden verabschiedet sie sich von mir. Bald wird auch mein Schloss vom Wind mitgerissen werden. Das Fenster ist offen; ich warte nur mehr auf eine Laune der Natur. Aber ich werde mit ihm gehen. Der Wind wird an meinem Kopf ziehen und ich werde mit meinem Schloss verschwinden. Denn in ihm drinnen ist mein Gesicht eingesperrt. Es wird von meinem Schädel gezogen und in die Straßen hinausgetragen werden. Im Zimmer wird nichts mehr von mir übrig bleiben, denn auch die Knochen werden zerfallen. Und alles, was man finden wird, ist eine ausgebrannte Zigarette.

FOTOGRAFIE

EINE WELT WIE SIE MIR GEFÄLLT

BENJAMIN ROIDINGER
24 / VORCHDORF

AK PREISTRÄGER FOTOGRAFIE 18-25



HÖHER

ELISABETH LINTSCHINGER
18 / BRUCK AN DER MUR

AK PREISTRÄGERIN SPRACHE 18-25

Der Funkturm ragt wie ein Pfeil in den Himmel, der die Richtung vorgibt.

„Heute gehen wir noch höher.“ sagt Viktor und lacht. Der Wind ist stark, durch den Schneeflockenschleier sehe ich kaum, wohin ich greife.

Die vereisten Streben lassen meine Hände langsam taub werden.

Die Stadt unter uns ist verstummt, ich höre nur mehr mein Atmen, es vibriert in meinen Ohren.

„Warte.“ sage ich wieder, aber ich bekomme keine Antwort.

Ich sehe wie mein Atem nach oben steigt und dann im Himmelsgrau verschwindet.

Er lehnt schon oben am Geländer, die Kapuze verdeckt fast sein ganzes Gesicht.

»Beeil dich!« Der Wind zerpflückt seine Worte, ich muss mich anstrengen, um ihn zu verstehen.

Meine Hände greifen fast mechanisch nach den nächsten Sprossen, noch zwei, eine – Viktor zieht mich zu sich auf

den Vorsprung.
Ich lasse seine Hand los, setze mich.
Der Schnee durchnässt meine Hose, aber das ist jetzt auch schon egal.
»Es ist lange her, dass wir hier oben waren.«
Viktor nickt. »Zum Glück gibt es hier noch keine Absper-
rungen.«
Viktor setzt sich neben mich, unsere Schultern berühren
sich.
Er stellt seinen Rucksack am Boden ab, holt einen Flach-
mann heraus.
„Willst du auch?“
Ich habe ihm einmal gesagt, dass ich es nicht gut finde zu
trinken, wenn wir klettern, aber er hat nur gelacht.
„Alissa.“ hat er gesagt, wie er es immer macht und es
klingt wie „Aliza“, weil er ein bisschen lispelt.
Dann hat er gelacht, als ob es das Lächerlichste wäre, was
er je gehört hat und ich habe geschwiegen.
Ich greife nach der Flasche in seinen Händen, berühre
seine Fingerspitzen, fast rutscht sie mir aus der Hand.
Er lacht. Ich drehe den Kopf zur Seite, nehme einen
Schluck.
Der Schnaps brennt in meiner Kehle.

„Wir sollten heute nicht mehr höher gehen.“
Ich sage es schnell, schaue dabei auf die Flasche in mei-
ner Hand.
Viktor schaut mich an, im Dämmerlicht wirken seine Au-
gen noch dunkler.
„Alissa.“ sagt er wieder, als wäre ich der Grund und gleich-
zeitig auch die Lösung.
Ich frage mich, wie sich mein Name auf seiner Zunge an-
fühlt.
„Es ist zu riskant.“ will ich sagen, „Ich habe Angst“, aber
ich schüttele nur den Kopf.
Seine geröteten Augen fixieren mich, ich suche nach dem
Blau darin, von dem ich einmal wusste, dass es da ist, fin-
de aber nur gespiegeltes Himmelsgrau.
„Ich will nicht.“
Es ist das erste Mal, dass ich ihm widerspreche.
Ich schaue nach unten, 129 Meter.
Die Stadt liegt uns zu Füßen wie ein hungriges Tier, das
mit langen Armen nach uns greift, sieht uns an mit seinen
tausend Lichteraugen.
„Wir sind schon so weit gekommen, wir können nicht ein-
fach aufhören, das Gerüst ist nur noch heute da!“
Seine Stimme ist laut, er spuckt ein wenig beim Sprechen.

Die Lichter verschwimmen vor meinen Augen, ich blinzele. Ich schaue ihm nicht in die Augen, aber ich nicke. Oben gibt es nur mehr Sprossen, von denen manche gerade breit genug für Finger sind. Vor allem im Winter ist es beinahe unmöglich hier zu klettern, wir machen es trotzdem. Viktors rechte Hand liegt locker auf einer Strebe, mit der anderen wischt er sich die schmelzenden Schneeflocken aus den Augen. Hier ist der Wind noch stärker. Er balanciert oben auf dem Gerüst, über ihm ist nur mehr der Himmel, aber sein Blick ist trotzdem auf mich gerichtet. „Komm schon!“ Viktor dreht sich wieder um, streckt die Hand nach der Antennenspitze aus, seine Finger sind schwarze vertikale Linien im Abendlicht. Ich will zu ihm, aber meine Hände zittern. Ich atme stoßweise, als wäre der Sauerstoff plötzlich zu dickflüssig, um ihn zu schlucken, ich habe das Gefühl an mir selbst zu ertrinken. In mir Panik, atmen, atmen. Plötzlich scheine ich vergessen zu haben, wie das geht. Ich kann nicht mehr. „Alissa?“ Viktor sieht mich an, seine Stimme klingt besorgt. Ich stelle mir vor, wie meine Hände den Halt verlieren, wie ich nach hinten kippe, dieses Gefühl im Bauch, der Ball im Magen, der nach oben rutscht, der freie Fall, verschlucke mich an meinen eigenen Gedanken. Er kommt näher zu mir.

„Alles in Ordnung?“ Er streicht über meinen Arm, ich blinzele. Sein Mund steht leicht offen, seine Lippen blasse Linien. „Geht schon.“ Meine Stimme klingt brüchig, die Worte zersplittern. „Wir sollten gehen.“ sagt er. Erst als wir am Boden stehen, sieht Viktor mich wieder an. Die Dunkelheit ist zäh, greift nach meinem Schatten, verschluckt ihn. Ich schaue nur auf die Schwärze, fühle mich benommen. „Nächstes Mal kommst du besser nicht mehr mit.“ sagt er. Ich hebe den Kopf. Einen Moment lang will ich ihn umarmen, sagen, dass das in Ordnung ist, aber ich schweige. Schließlich nicke ich. Er sieht erleichtert aus. „Tut mir leid.“ murmle ich, die Worte brennen in meiner Kehle, bitter wie Galle. Dann drehe ich mich um und gehe. Die Lichter der Stadt werden heller, je näher ich ihr komme, der Nachthimmel über mir ist weit und dunkel. So ist es besser.

FOTOGRAFIE

NOSTALGIE, FREIHEIT

SANDRA PRANDSTÄTTER
20 / LEONDING

LEONDING PREISTRÄGERIN FOTOGRAFIE

Schöne Inszenierung von Figur & Landschaft
mit Zitaten aus der Fotografie- und Film-
geschichte



FOTOGRAFIE

VERSCHWINDEN, ALPE-ASIA, DINO-NEST, STRASSE INS NICHTS

DAVID SPORN
18 / LEONDING

LEONDING PREISTRÄGER FOTOGRAFIE

■ Ein Blick auf die Umwelt und Landschaft
mit dem Erkennen von surrealen und skur-
rilen Zufällen.



FOTOGRAFIE

DAVID SPORN



ERWACHSENE

PAUL HALVAX

16 / LINZ-ZAUBERTAL

LEONADING PREISTRÄGER SPRACHE

Paul Halvax dreht den Spieß um. Anders als gewohnt lassen sich in seiner Erzählung nicht Erwachsene über die ach so schrecklichen Jugendlichen aus, sondern ein Jugendlicher beklagt, wie seicht und oberflächlich die Gesprächsthemen der Erwachsenen doch sind. Stundenlang unterhalten sie sich über die Zubereitung von Baklawa, geschwollene Lymphknoten und darüber, ob man lieber mit der Bahn oder dem Auto fahren sollte. Mithilfe flott geschriebener, witziger Dialoge und klug gesetzter Pointen gelingt es ihm, einen ironischen, belustigten Blick auf die angeblich so seriöse und ernsthafte Welt der Erwachsenen zu werfen.

Ich halte die Gespräche von Erwachsenen einfach nicht mehr aus. Keine Ahnung, ob es nur mir so geht, aber ich werde bei manchen Unterhaltungen regelrecht nervös. Schon beim Zuhören. Ich weiß eigentlich gar nicht, was mich so stört. Oder besser, ich wusste es nicht. Denn in letzter Zeit habe ich bewusst darauf geachtet, ich habe genau aufgepasst und versucht herauszufinden, was Erwachsene anders machen als wir Jugendliche. Dabei sind mir zweierlei Dinge aufgefallen: Erstens, Erwachsene unterhalten sich nicht richtig, kommt mir vor. Sie reden irgendwie aneinander vorbei. Der eine sagt etwas, der andere antwortet nicht, sondern fängt von einem ganz neuen Thema an. Zweitens, Erwachsene reden stundenlang über

Belanglosigkeiten. So als ob sie einfach die Zeit totschiagen wollten. Sie reden über Dinge, die für uns Jugendliche nicht einmal als Gesprächsstoff infrage kommen. Und sie tun das mit solch einer Überzeugung, dass man meinen könnte, das sei für sie das Wichtigste auf der Welt.

Am Samstag zum Beispiel war eine Freundin bei meiner Mutter zu Besuch. Sie sitzen am Esstisch bei einem Achterl Rot, ich liege daneben auf der Couch und lese ein Buch, lausche aber immer mit einem Ohr ihren Gesprächen. Antonia hat meiner Mutter als kleines Gastgeschenk eine türkische Spezialität mitgebracht, selbst gemacht, versteht sich. Baklava heißt die Köstlichkeit, nicht ganz nach meinem Geschmack, und auch Mama verzieht beim ersten Bissen das Gesicht, kaum merkbar, aber doch. Trotzdem honoriert sie, wie sich das so gehört, mit einem höflichen Lächeln und einem anerkennenden Kopfnicken Antonias Backkünste. Dann meint sie, sie müsse Baklava auch unbedingt einmal ausprobieren und fragt Antonia nach dem Rezept, was sich instantan als Fehler herausstellen sollte. Denn kaum hat sie ihre Frage vollendet, holt Antonia tief Luft, sehr tief, und es bricht aus ihr heraus, als hätte sie die ganze Zeit nur auf diese eine Frage gewartet. „Also, das geht ganz einfach: Zucker,

Butter, Teigblätter, Haselnüsse, Pistazien und Mandeln sind die Hauptzutaten! Und Zimt, ja nicht den Zimt vergessen, sonst war die ganze Arbeit umsonst.“ Sie redet so schnell, dass ich teilweise Angst habe, ihr Kreislauf könnte der enormen Redegeschwindigkeit nicht gewachsen sein, sie ist ja nicht mehr die Jüngste! Auch Mama ist sichtlich erstaunt, sie schaut Antonia mit halb offenem Mund an und nickt von Zeit zu Zeit zustimmend. Sie spricht so viele Silben in einer Sekunde wie Eminem in seinen besten Zeiten. Sie hätte Rapperin werden sollen! Von diesem Gedanken belustigt, schweife ich kurz in meine eigene Welt ab, ich versuche mir Antonia vorzustellen, wie sie in einer zum Bersten vollen Halle unter Jubelgeschrei der hysterischen Fans einen Rap über Baklava performt. Ich muss mir auf die Nägel beißen, um nicht ungehemmt loszulaufen.

Als ich dem Gespräch wieder meine volle Aufmerksamkeit widme, ist Antonia gerade dabei, die fatalen Auswirkungen von zu viel Butter zu erläutern. Sie ist todernst, ihr ist nicht zum Spaß zumute. Sie sieht aus, als hätte sie gerade erfahren, dass sie nur mehr drei Monate zu leben hat. Sie spricht leise, aber gefasst.

Das Gespräch gleicht einem Kabarett. Eine Zeit lang horche ich mir noch wichtige Details über Markenteigblätter und die optimale Backtemperatur an, dann schnappe ich mir mein Buch und lasse Mama mit Antonia alleine. Beim Hinausgehen höre ich Antonia noch sagen „Baklavas wären die ideale Süßspeise, wenn sie sich nicht so wild auf die Verdauung auswirken würden. Heute am Nachmittag war ich auf der Toilette und...“ Da mache ich entschlossen die Zimmertür hinter mir zu.

Ähnliches habe ich gleich am nächsten Tag erlebt. Ich sitze mit einem Freund im Kaffeehaus, neben uns zwei ältere Herrschaften, die sich intensiv unterhalten. Ich schnappe immer wieder Gesprächsfetzen auf. Sie sind gerade dabei, ausführlichst die Vor- und Nachteile des Zugfahrens zu erörtern. Der Ältere der beiden will kommendes Wochenende nach Wien fahren, soweit ich das richtig verstehe. Am liebsten würde er dies mit dem Auto machen. Der andere jedoch gibt sein Bestes, ihm das auszureden, sei das Autofahren in seinem Alter doch schon viel zu gefährlich und das Zugfahren um einiges bequemer und auch billiger. Da wäre man doch wirklich, ich zitiere, „deppert“, mit dem Auto zu fahren. Es folgt ein 10-minütiges Feuerwerk an Argumenten, die beiden scheinen ganz und gar in ihrem Element zu sein, sie gestikulieren, die Diskussion wird immer hitziger, ich bilde mir sogar ein, das eine oder andere Schimpfwort gehört zu haben. Schlussendlich einigen sie sich dann aber doch darauf, dass es jedem selbst überlassen sei, wie er von A nach B gelangt. Seien Sie mir nicht böse, aber das ist

doch hirnrissig, wirklich nur Zeittotschlagen. Ich verstehe beim besten Willen nicht, wie man sich in ein derartig banales und belangloses Thema so hineinsteigern kann.

Solche Gespräche lösen in mir Kopfschütteln aus. Aber fast noch schlimmer sind für mich Unterhaltungen, bei denen eigentlich jeder für sich selber redet und sich keiner um den Kram der anderen kümmert. Das ist mir vor zwei Tagen, bei der Geburtstagsfeier meiner kleinen Cousine, wieder einmal aufgefallen: Anna ist gerade dabei, die Geschenke auszupacken, die anderen sitzen am Tisch, es wird wild durcheinander geredet.

„Heute habe ich endlich die richtigen Schrauben beim Forstinger bekommen“, sagt Peter.

„Hey Anna, zeig einmal, was du Schönes bekommen hast!“, sagt Mama.

„Die ganze Woche habe ich schon gesucht“, sagt Peter.

„Und wie geht’s dir so mit Fußball?“, sagt Oma.

„Ja ganz gut“, sage ich.

„Gleich morgen schraub ich das Ding zusammen“, sagt Peter.

„Österreichischer Bundespräsident von 1945–1950. Sechs Buchstaben.“, sagt Opa.

Erst zehn Minuten ist er da und hat sich schon wieder abgekapselt.

„Du, Peter, greif einmal den Lymphknoten da am Hals an. Der ist seit gestern so geschwollen“, sagt Astrid.

Sicher ein typisches Symptom für eine lebensbedrohliche Krankheit, wie immer.

„Wenn ich mich beeile, ist die Stoßstange morgen mon-

tiert“, sagt Peter.

„Renner“, sagt Oma.

„Florian, gib das Handy weg“, sagt Mama.

„Überhaupt nicht geschwollen“, sagt Peter.

War klar.

„Gleich Mama. Nur noch das Level fertig“, sagt Florian.

„Nächste Woche geht’s wieder ab nach Berlin“, sagt Oma.

„Soll ich das Hundekörbchen bestellen, gefällt euch das?“,

sagt Astrid und zeigt uns eine Internetseite.

Wäre ja erst das Dritte in zwei Jahren.

„Ich gehe eine Runde spazieren“, sagt Opa und steht auf.

Eigentlich das einzig Richtige.

„Ja, mir gefällt es“, sagt Oma.

„Verdammt, ich brauch ja noch den Schraubenzieher vom

Ferdl“, sagt Peter.

Der hat auch nur seine Basteleien im Kopf.

„Habe ich euch eigentlich schon meine neuen Bilder gezeigt, da habe ich ...“

Sie können mir nicht erzählen, dass Sie bei solchen Gesprächen keine Magengeschwüre bekommen oder wenigstens Wut verspüren. Ich weiß immer noch nicht genau, auf wen oder was ich eigentlich wütend bin. Auf die Gesprächsthemen, auf die Leute oder auf sonst was. Ich weiß nur, dass ich wütend bin. Und ich weiß außerdem, dass ich mir lieber zum x-ten Mal die Kriegsgeschichten meiner Urgroßtante anhöre. Denn diese Geschichten haben wenigstens etwas auszusagen.

FOTOGRAFIE

ATOPIA

LISA GROSSKOPF
24 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 18-25



FOTOGRAFIE

LISA GROSSKOPF



EIN KAFF MIT KIRCHE

MARKUS WINKLER
19 / SCHLÄGL

ÖÖ NACHRICHTEN PREISTRÄGER

Bezirk Rohrbach. Zirka 35 Einwohner zählt die lose Ansammlung von Häusern namens St.Wolfgang, zwei Kilometer südwestlich von Schlägl. Dorf wäre ein zu großes Wort, doch mittendrin streckt sich ein heiliges Gebäude Richtung Himmel.

St.Wolfgang (lokal bekannt unter dem früheren Namen „Mü´hoiz“) erreicht man am besten von Schlägl aus. Von Rohrbach kommend auf der B127, nimmt man beim ersten Kreisverkehr die dritte Abfahrt (es ist sogar beschildert) und biegt anschließend beim Holzfachgeschäft „Gahleitner“ rechts ab. Bevor man Natschlag erreicht, beim gelben Haus rechts. Folgt man dem Straßenverlauf sieht man nach dem Ortsschild schon bald den markanten Zwiebelturm der Wallfahrtskirche.

Errichtet um 1500 wurde sie zwischen 1641 und 1644 vom italienischen Architekten Ciprian Novo im Auftrag des damaligen Abtes des Stiftes Schlägl Martin Greysing baro-

ckisiert. Eine Wasserquelle wird in einer angrenzenden Brunnenkapelle aufgefangen. Sie soll einer Legende nach eine heilende Wirkung bei Augenleiden haben. Im Hauptschiff finden gut hundert Personen Platz. 2004 wurde die Kirche um zirka 800.000 Euro innen und außen grundlegend renoviert. Sie ist nun barrierefrei erreichbar. Unregelmäßig finden gut besuchte Gottesdienste statt. Durch den ruhigen etwas abgelegenen Standort ist sie auch für Hochzeiten beliebt.

Neben der Vermählung zweier Personen sind Großer Ereignisse land- und forstwirtschaftliche Arbeiten sowie Straßeninstandsetzungen. Zufahrtswege nach St.Wolfgang sind in einem schlechten Zustand. Die 50 Prozent Schlagloch der Straße werden alle paar Jahre mit minderwertigem Asphalt gefüllt, ehe sie von den Autos wieder ausgefahren werden. Durch die besondere Lage ist die Bevölkerung auf ein Kraftfahrzeug angewiesen. Dabei ist ein Allradantrieb zu empfehlen. Über 200 Höhenmeter sind im Winter bei nicht immer von Schnee befreiter Straße zu überwinden. Zu Fuß benötigt man für den Weg nach Schlägl und somit zum nächstgelegenen Supermarkt bei gemütlichem Gehen fast eine Dreiviertelstunde.

Streng genommen befindet sich St. Wolfgang auf einer großen Waldlichtung ca. 750 Meter über dem Meeresspiegel, eingebettet in die typisch mühlviertlerische Hügel Landschaft. Es gibt Wald und Wiesen. Dort und da ein paar Häuser. Manche leerstehend. Vieles ist naturbelassenes Nirgendwo. Erst vor einigen Jahren wurden die Häuser an das Kanalnetz angeschlossen. Post bekommen die Menschen meist zwischen 13 und 15 Uhr. Handyempfang ist Glückssache. Dadurch dass die Häuser sehr verstreut sind, hat man wenige unmittelbare Nachbarn. Eine „Dorfgemeinschaft“ gibt es nicht. Niemand hier führt eine Landwirtschaft. Die geringe Geburtenrate und hohe Abwanderung machen einen Bewohner von St.Wolfgang zu einem seltenen Lebewesen.

Für Touristen bietet der nette Ort im oberen Mühlviertel neben einem Abstellplatz für Fahrzeuge, noch Wanderwegen und eine Bank. Diese ist jedoch aus Holz. Im Winter sind Schneeschuhwanderungen zu empfehlen. Hin und wieder mal verirren sich unbekannte Leute in diesen Ort. Er lebt halt von seiner bescheidenen Stille.

FOTOGRAFIE

HEUPRINZESSIN

CORNELIA SCHRAML
19 / WURMBRAND

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 18-25



OHNE TITEL, MEINE HERKUNFT



MARIE LUISE LEHNER
19 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 18-25

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Ich sitze im Bett. Es ist Tag. Es ist 7.00 Uhr. Ich sitze im Bett. Ich kann mich nicht bewegen. Man trägt mich zu Tisch. Es sind zwei Frauen. Beide sind weiß gekleidet. Die eine nimmt meine Beine, die zweite meinen Nacken. Mein Kopf hängt nach unten. Sie legen mich auf meinen Küchentisch. Er ist gedeckt. So wie ich ihn immer decke, wenn ich esse. Es ist Tag. Langsam wird es hell. Die ersten Leute gehen zur Arbeit. Auf der großen Brücke ist Stau. In den Autos sitzen Schwarzgekleidete. Pro Auto eine Person. Sie machen den Stau. Wenn ihre Zeit vorbei ist, lösen sie den Stau wieder auf. Sie parken die Autos in langen Reihen in Parkhäusern. Schweigend steigen sie in Busse, die sie zurück bringen, von dort wo sie hergekommen sind. Leute, die nicht mit dem Stau rechnen, kommen zu spät. Eine Familie verpasst ihren Flug. Der Vater wird laut fluchen, wenn sie am Flughafen ankommen werden. Die Jüngste wird weinen, sie ist noch nie geflogen. Sie denkt, es wäre gewesen, wie wenn sie ein Vogel wäre. Sie werden in die Fast-

food-Kette am Flughafen essen gehen und überlegen, was sie jetzt tun können. Die Frauen schneiden mir in Bauch und Brust. Einzelne lösen sie vorsichtig meine Organe voneinander und legen sie auf die Frühstücksteller. Nachdem sie die Arbeit fertig verrichtet haben, hüllen sie sich in schwarze Mäntel. Jede steigt in ein Auto vor meiner Haustür, die größere der beiden nimmt mein Herz mit. Sie fahren in unterschiedliche Richtungen davon. Die Eine der Beiden fährt eineinhalb Stunden im Kreisverkehr, die andere in einem Quadrat um meinen Häuserblock. Meine Frau und meine Kinder stehen auf. Um diese Uhrzeit bin ich normalerweise schon im Büro. Sie essen. Sie reden. Auf ihren Tellern meine Organe werden weniger. Sie räumen den Tisch ab. Die Reste stellen sie in den Kühlschrank. Meine Familie steht im Stau. Als meine Frau in der Arbeit und meine Kinder in der Schule angekommen sind, löst sich der Stau auf. Die beiden Frauen treffen in einem Parkhaus wieder aufeinander. Sie gehen schweigend, wie alle anderen Schwarzgekleideten, in einer langen Kolonne zu einer Reihe geparkter Busse. Sie fahren weit. Es ist still auf der Fahrt. Sie kommen in ein anderes Land. Die Köpfe aller Schwarzgekleideten liegen auf die Brust gesackt da. Ihre Augen sind halb geschlossen, zucken manchmal, wenn der

Bus über eine holprige Straße fährt. Am Abend kommen meine Frau und meine Kinder nach Hause, sie essen meine Organe auf. Ich bleibe liegen, als sie schlafen gehen. Ich kann ihre Stimmen hören, während sie sich die Zähne putzen. Dann wird es dunkel und sehr still. Drei Tage später kommen die Frauen zurück, sie nehmen meine Haare mit. Meine Haare werden für eine Perücke verwendet. Eine Krebskranke wird sie tragen. Sie wird sie aussuchen, weil sie ihrem Haar vor der Chemotherapie ähnlich ist. Genauso gekräuselt. Sie wird vielen ihrer Freunde nichts sagen. Sie wird nach drei Jahren sterben. Sie wird meine Haare mehr pflegen, als ich es getan habe. Ihre Freunde werden sie gegen Ende immer weniger besuchen, sie werden nicht wissen, worüber sie reden sollen. Ihre beste Freundin wird bei ihr sein, wenn sie stirbt. Sie wird die Letzte sein, die meine Haare sieht. Wenn der Deckel des Sarges geschlossen werden wird. Sie wird Erde darauf werfen und nach Hause gehen, wo ihr alles zu leer und zu still erscheinen wird. Als die Frauen das nächste Mal zurückkommen, nehmen sie meine Haut. Sie wird zu einem besonders weichen Leder verarbeitet, das sehr begehrt unter Modedesignern ist. Meine Haut wird zu drei identischen Taschen verarbeitet. Eine Tasche wird eine Saudi-Araberin kaufen. Sie wird die Tasche

nicht oft tragen. Die Tasche wird dabei sein, wenn sie ihren Schleier abnimmt. Sie wird mit vielen anderen Taschen in einem Raum liegen. Nicht viele Menschen werden sie je sehen. Eine Tasche wird ein Mann einem anderen schenken. Nachdem der Kontakt zwischen den beiden abgebrochen sein wird, wird er sie nicht mehr tragen wollen, weil er sie mit zu vielen Erinnerungen verbindet. Sie wird ihn traurig machen. Die letzte Tasche wird nicht weggehen. Man wird sie reduziert abverkaufen. Noch immer nicht billig wird sie in die Hände einer Schnäppchenjägerin fallen. Sie wird sie oft beim Ausgehen tragen, abends, und achtlos mit ihr umgehen. Wenn der Henkel reißen wird, wird sie sich eine neue besorgen. Die Frauen nehmen auch mein Fleisch. Hunde- und Katzenfutterdosen werden in großen Frachtern verschifft. Manche Leute kaufen so etwas für sich, weil es billiger ist als anderes Fleisch. Ein Koch bekommt eine neue Haube für ein Fleischgericht verliehen. Damit bekommt er auch eine Gehaltserhöhung, durch die er sich einen Pool im Garten leisten kann. Er wird den Pool nicht oft benutzen, seine Freundin wird aber oben ohne am Poolrand liegen, und es wird sinnvoll gewesen sein in diesen Pool zu investieren. Meine Knochen kommen als letztes. Gelatine verwendet man für Süßigkeiten und Kuchen. Meine Kinder haben immer die Gummikirschen gekauft, die man in durchsichtigen Säcken bekommt. Manche Menschen verwahren ihren Schmuck in Elfenbeindosen. Sie sind sehr filigran, brechen aber nicht, weil Knochen robust sind. Als alles weg ist, bin ich immer noch da. Ich sehe meine Familie beim Essen immer aus der Nähe. Ich schaue zu, wie sie wachsen. Wie ein Mann auf meinem Stuhl zu

sitzen beginnt. Immer öfter kommt. Ich gewöhne mich an den Mann, wie alle anderen sich an den Mann gewöhnen. Er wird ein Teil von hier. Die Kinder nennen ihn nicht Papa, aber sie sind ihm sehr nahe. Er ist viel zu Hause, verglichen mit mir. Ich weiß nicht genau, was er arbeitet. Er identifiziert sich nicht so damit. Ich glaube, die Arbeit ist im nicht wichtig. Ich glaube, die Arbeit ist nicht sein Sinn. Ich hatte Sinn, weil ich gearbeitet habe. Ich habe etwas gemacht, was andere Leute gebraucht haben. Ich war nicht so viel zu Hause, weil ich Dinge machen wollte, die einen Nutzen haben. Ich weiß nicht genau, was ich im Augenblick für einen Sinn habe. Ich finde gut, dass mein Körper verwertet wurde. Ich frage mich, was mit meinem Herz passiert ist. Es ist mit dem Bus der Frauen weit, weit weg gefahren. Ich bin also hier. Ich bin nicht mehr in der Lage, irgendeinen Nutzen für irgendjemanden zu haben. Wofür sie mich hier gelassen haben, weiß ich nicht. Die Fragen kommen nicht mehr, seit alles weg ist, was für irgendetwas gut sein könnte. Ich sehe alles von mir aus. Ich sehe, wenn meine Kinder traurig sind. Ich sehe, als sie das erste Mal verliebt sind. Ich sehe, wen sie mit nach Hause bringen und es ist belanglos, ob ich gut oder schlecht finde, wer das ist. Ich habe keinen Einfluss auf die Realität. Ich scheine das einzig Irreale zu sein. Meine Kinder werden groß. Irgendwann ist eines weg. Dann das andere. Meine Kinder sind ausgezogen. Ich merke, dass meine Frau graue Haare bekommt. Sie trägt eine Brille. Der Mann auf meinem Platz jetzt auch. Sie streiten. Mal bin ich auf ihrer Seite, mal auf seiner. Sie trennen sich. Meine Frau bleibt. Der Mann geht. Meine Kinder kommen viel zu selten zu Besuch. Als der Mann eine Weile lang weg

ist, beschließt meine Frau auszuziehen. Der Tisch auf dem ich gelegen bin, wird in einen Karton gepackt. Wie alles andere auch. Viele Dinge werden entsorgt. Meine Frau ist gestresst. Meine Kinder helfen zu wenig mit. Sie kann die schweren Dinge nicht alleine tragen. Irgendwann ist trotzdem die letzte Kiste weg. Die letzte Kiste ist weg. Ich bin noch da. Es zieht eine neue Familie ein. Am Anfang mag ich sie nicht. Sie sind zu chaotisch. Mich verbindet nichts mit ihnen. Es sind viele Kinder, sie reden lauter als meine Familie. Ich kann sie oft nicht verstehen, sie sprechen eine andere Sprache. Je länger sie da sind, desto mehr beginne ich sie zu mögen. Sie sind zu religiös. Das ist das Einzige, was mich stört. Mit der Zeit habe ich das Gefühl, es verbindet mich mehr mit ihnen als mit meiner eigenen Familie. Ich scheine sie besser zu kennen als ich meine Familie gekannt habe. Ich frage mich, ob ich meine Familie vielleicht erst kennen gelernt habe, als ich aufgehört habe real zu existieren. Ich bin das einzig Irreale hier. Die Familie, die hier wohnt, ist realer als meine. Sie sagen sich Dinge, die sie sich sagen wollen. Sie haben Angst und Probleme und Geld haben sie nie. Ich wünsche mir immer mehr, ein Teil von ihnen werden zu können. Ihnen sagen zu können, was ich denke. Ich beginne sie zu lieben, wie ich meine Kinder nie geliebt habe. Die Mutter hat neue Matratzen gekauft. Am Beginn des Monats, sie weiß, dass sie das nicht tun soll. Sie hat es gemacht, weil am Monatsende das Geld nicht mehr da sein wird. Nur fehlt es für die wichtigeren Sachen. Sie täuscht über das Nicht-Dasein von Essen mit Gemüsesuppen. Sie kocht Kraut. Die anderen merken es trotzdem. Sie hätte die Matratzen nicht kaufen sollen, sagt man ihr.

Sie hat sie trotzdem gekauft, sie weiß warum. Wenn nicht jetzt, dann nie. Die Mutter findet Geld ist zum Ausgeben da. Sonst hat man nichts davon. Ich trage einen schwarzen Anzug. Jede Nacht stehe ich auf um in einer langen Kolonne von anderen Schwarzgekleideten in einen Bus zu steigen. Wir fahren weit. Es ist still auf der Fahrt. Wir kommen aus einem anderen Land. Die Köpfe aller Schwarzgekleideten liegen auf die Brust gesackt da. Meine Augen sind halb geschlossen, zucken manchmal, wenn der Bus über eine holprige Straße fährt. Ich bin einer von ihnen geworden. Jeden Morgen beginne ich aufs neue Stau zu verursachen. Ich fahre eine lange gerade Straße entlang, am Ende biege ich ab und fahre dieselbe Strecke zurück. Viele Leute verpassen Flüge. Viele Leute kommen zu spät zur Arbeit. Ich fahre bedächtig auf und ab, in meinem Kopf ist ein Kind. Meine Herkunft ist hier. Meine Hautfarbe wechselhaft. Ich bin weiß, man hält mich für persisch. Meine Erziehung ist weiß. Meine Augen sind dunkel. Oft sind sie schwarz, verstecken manchmal Pupillen. Meine Haare sind Stroh. Meine Arme sind Wüste. Meine Beine die Steppe. Meine Wünsche sind groß. Meine Einstellung egoistisch. Ich wär gerne schön. Im Denken achtsam. Im fühlen verschieden. Im Tanzen verschwunden. Begeisterte Radfahrerin. Beim Nähen schimpfend. Eine wachsende Frau. Beim Jungsein ertappt. Beim Lesen allein. In der Musik manchmal hilflos. In der Stadt vorzufinden. Am Land einsam. In der Mathematik verzweifelt. In London frei, erst später gelangweilt. In Rom ein Foto. Ein Kind von Wien. Im Herbst in Paris. In Berlin ein Wunsch. In Jerusalem frei. In Amman verschleiert. In Amsterdam verlassen. Wachsend in Polen. Eine Ameise in

Moskau. Große Worte gemeint. Geschichten erfunden. Ein Bein gebrochen. Eine Kette geklaut. „Nein“ gesagt. Frau gewesen. Musik gespielt. Wirklichkeiten vergessen. Eine Frau geliebt. Traurig gewesen. Frei gewesen. Neben mein Zelt gekotzt. Auf der Straße geschrien. An Männern gerochen. In der Wüste geschlafen. Zugwagons gezählt. Meinungen verschwiegen. Die Wahrheit gesagt. Kleider probiert. Einen Bart getragen. Mein Geschlecht vergessen. Meinen Kopf rasiert. Tiere gemocht. Tiere gehasst. Menschen misstraut. In fremden Betten geschlafen. Drogen probiert. Schwarz gefahren. Museen besucht. In Meeren gebadet. In Flüssen gebadet. In Wannen gebadet. In Gedanken gebadet. Reime gemacht. Fotos geschossen. Mün-

der gekostet. Essen verbrannt. Im Freien geschlafen. Alleine gereist. Im Fieber geträumt. Ins Bett geblutet. Vor Schmerzen geschrien. Theater verlassen. Nicht gedacht. Nicht gemeint. Alleine geweint. Schminke getragen. Ein Bett gebaut. Ein Kleid genäht. Ein Stück geschrieben. Socken gestrickt. Auf einer Matratze gewohnt. In einer fremden Wohnung gelebt. Auf dem Fensterbrett gesessen. Gläser zerbrochen. Verlassen worden. Auf Russisch geflucht. In England gewohnt. In Holland gearbeitet. Im Osten geschwiegen. Dies gewünscht. Das gehofft. Nichts geworden, weil was wird, kommt noch.

ICH WÜNSCHTE DU WÄRST EIN FISCH

MARIE LUISE LEHNER
19 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 18-25

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Wenn du deinen Mund öffnest, wünsche ich, dass nichts herauskommen wird. Ich wünsche du würdest ihn, wie ein Fisch, wieder schließen. Ich wünsche du würdest manchmal auch nette Dinge sagen. Weil das nicht oft passiert, denke ich, man sollte dich am besten in ein Aquarium legen. Ich wünschte du wärst ein Fisch. Du könntest dort auf und ab schwimmen. Du könntest dort mit deinen glitzernden Flossen wedeln, alle könnten dich schön finden. Wenn es reichen würde, und wir wollten dich nicht mehr sehen, schalteten wir dein Lämpchen aus. Du schwämmst dann ein bisschen im Dunklen herum. In der Zeit könntest du spüren, dass es jetzt an der Zeit ist, Platz für andere zu machen. Wenn du ein Fisch wärst, könntest du dich sicher weit aufblähen. Wenn wir dein Licht einschalteten, würdest du beginnen, dich aufzublähen. Wahrscheinlich wärst du einer dieser Fische, die nachts aus ihrem Glas springen, um bis in die Früh auf dem Teppich zu liegen, wenn alle morgens aufgestanden sind. Wenn du

ein Fisch wärst, trocknetest du dort aus, vielleicht würdest du dich nach solchen Vorfällen schwerfälliger bewegen als vorher. Leider weiß ich dass du, wärst du ein Fisch, aus dem Glas springen würdest, auf zwei schnelle Beine. Aus dem Wohnzimmer liefst du leichtfüßig in das Meine. Ich würde schlafen, während du mich in dein altes Aquarium stopfen würdest. Noch in der gleichen Nacht würdest du mich, samt deinem Fischwasser, im Klo hinunterspülen.

DER KÖRPER

MARIE LUISE LEHNER
19 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 18-25

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Ich lache während dem Abendessen.

Es gibt Fisch.

Ich kellnere in die Nacht hinein. Die Alten tragen teure Kleider. Sie reden gemeinsam. Ihr Murmeln ist eine Wand. Wenn man aus der Küche in den Saal tritt, dringt man in einen Geräuschwall. Ich sage leere Dinge, von denen ich weiß, dass sie in so kleinem Maße frech sind, dass man sie als charmant deuten könnte. Ich gehe zwischen den Tischen der Alten. Sie erkennen mich unter den anderen schwarz, weißen Kellnerinnen, weil ich mit ihnen rede. Noch während mich die Tische anstarren und in hysterisches Kichern ausbrechen, noch während ich meine lauten Lachgeräusche durch den Saal gellen höre, vergesse ich weshalb ...

In meinem Kopf ist es still, manchmal singt dort jemand. Ich sehe mich im Spiegel. Ich habe Akne an den Schläfen. Von den Ohren zum Kinn, ist mein Gesicht eine Mond-

landschaft. Ich zupfe die Haare zwischen meinen Augenbrauen, damit sie nicht zusammen wachsen. Ich gehe über die Eisenbahnbrücke und der Nebel ist so stark, dass ich weder das Ufer vor mir, noch das hinter mir erkennen kann. Das Wasser unter mir ist eine schwarze Brühe.

Ich tanze eine Nacht lang mit Menschen, die ich nicht kenne. Meine bloßen Füße sind danach schwarz. Ich wasche sie in der Früh danach. Ich schneide mit einer Schere die Blasen unter meinen großen Zehen auf. Der Eiter drinnen ist sehr flüssig und rot.

Ich stehe in meinem Zimmer. In meinem Zimmer ist es dunkel. Ich gehe die Schritte vom Lichtschalter zum Bett. Als ich zwischen den Decken liege, wünsche ich, ich hätte den Vorhang geschlossen. Durchs Fenster dringt Licht vom Nebenhaus in mein Zimmer. Ich schließe die Augen und vergesse das Licht so gut ich kann. Ich berühre meinen Körper nicht. Seit dem Beginn des Winters rasiere ich meine Beine nicht mehr, die Haare dort sind inzwischen lang geworden. Ich spüre sie, wenn sich meine Beine berühren.

Mein Körper ist manchmal ein Stück Karton. Oft sind meine Brüste und meine Scheide eine Ansammlung von Fett und ein von trockenem Haar umkränzter Spalt. Manchmal bin ich sehr feucht, beinahe nass. In der Früh liegt Blut im Bett.

Ich wasche Unterhosen in kaltem Wasser. Ich schlucke weiße Tabletten. Ich lese, bis ich nicht mehr kann. Mein Unterkörper krampft. Ich lege mich hin und warte bis die Schmerzen vorbei sind.

Ich stehe auf und mein Gesicht ist weiß. Es ist Abend. Mir ist schwindelig und meine Gedanken sind wirr.

Der Tag ist laut. Ich trage viele Schichten Kleidung, damit die Kälte nicht bis zu mir durchdringt. Draußen liegt Schnee. Im Licht der Bushaltestelle entdecke ich die Haare auf meinen Unterarmen. Es sind viele. Ich beobachte, wie sie jeden Tag mehr werden.

Ich gehe durch einen verschneiten Wald. Der Tampon unter meiner Skihose ist so weit nach unten gerutscht, dass ich es bei jedem Schritt spüre. Es presst meine Schamlippe auseinander, damit sie sich ja nicht berühren. In der

Straßenbahn reden Kinder über Gefängnisse. Alle zwei Stationen wache ich auf und bemerke, dass ich geträumt habe.

Ich habe einen Bart auf der Oberlippe. Ich schneide Bilder aus der Zeitung aus. Ich finde mich nackt, vor dem Spiegel in meinem Zimmer. Schön. Ich begegne mir in Klassenräumen. Ich fühle mich tot.

Nachdem ich gepisst habe, finde ich ein Stück von meinem Fleisch im Klo. Ich drehe es mit der Klobürste. Es sieht aus wie ich mir Gehirn vorstelle; wirr und blutig. Ich lege das Stück Fleisch in eine Jausenbox aus Plastik. Zwei Tage steht die Box auf meinem Fensterbrett, bis es von innen klopft. Ich öffne die Box draußen im Hof, der Schnee schmilzt gerade. Das Stück Fleisch ist so groß wie mein Daumen. Das hirnartige Gewühl mit dem Schwänzchen ist zu einem Vogel geworden. Ich bin die einzige, die

das blutige Viech wegfliegen sieht. Er muss im Baum sitzen geblieben sein. Ich sehe ihn nicht mehr, seit er zwischen den Ästen verschwunden ist.

Der Arzt wühlt mit einem Plastikstab in mir herum. Ich kneife die Augen zu. Es tut ein bisschen weh. Ich wohne zwischen den Knochenwänden meines Schädels. Der Arzt lässt mich nicht ausreden. Ich stehe halb nackt in der Tür, während er im Nebenraum sein Artest in die Tasten hämmert. Es schneit. Ich denke der Vogel überlebt nicht bei dem Wetter. Mir graust vor dem verkrüppelten Tier. Am Weg nach Hause halte ich die Rechnung des Arztes zwischen den warmen Fingern. Ich öffne den Umschlag des Arztes daheim. Am Küchentisch erschrecke ich vor den Haaren auf meinen Händen. Die Rechnung ist weiß und voll mit Zahlen. Die Worte auf dem Artest bedeuten nichts.

ICH Aß MEINES NACHBARS KATZE, GESTERN ABEND STILL IM HOF.

MARIE LUISE LEHNER
19 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 18-25

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Ich aß meines Nachbars Katze, gestern Abend still im Hof. Sie schmeckte nach Streit, ihre Muskeln waren vor Einsamkeit angespannt. Als ich im Hof saß um sie zu essen, starrten die Fenster auf mich hinunter und die Lifte an den Hausfassaden sangen. Die Blüte eines Gänseblümchens öffnete sich und der Rasen lachte. Als ich gegessen hatte, lag mir die Katze wie Schuld im Bauch. Sie blieb dort, die nächsten 20 Jahre, ein Wulst der nach unten zog, knapp über meiner Scham. Die Hausgemeinschaft war froh und ich wusste, dass ich ihnen etwas Gutes getan hatte. Die einsamen Menschen in den vollgestopften Wohnungen um mich hatten nun endlich ein Ventil für ihren Gram und ihre Vorurteile. Bis ich auszog, waren sie mir dankbar und steckten mir kleine Häppchen zu, damit mir die Katze im Bauch nicht sterbe. Die Katze war zäh. Erst als ich die Geschenke der Nachbarn nicht mehr annahm wurde sie dünner. Als ich auszog, sprang sie mit einem Mal aus meinem Rachen auf den Hof und blieb. Sie sah mir zu als ich mit dem Umzugswagen hinter den Häusern verschwand. Mit ihr starrten die Fenster hinter mir her und die Lifte an den Hausfassaden sangen eine traurige Weise.

FOTOGRAFIE

LUFTSTRASSEN, LUFTVERKEHR

JUDITH WITTINGHOFER
19 / FREISTADT

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 18-25



FOTOGRAFIE

JUDITH WITTINGHOFER



DER FINGER

FRANZISKA FÜCHSL
23 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Der Finger flog einen hohen Bogen über die kurze Strecke und landete in der Eisenmilchpfütze. Eisenmilch, das Wort aus der Kindheit für das Braunbeige, das während des Sägevorgangs auf die Schneide geleitet wurde, um Säge und Werkstück abzukühlen. Die Bandsäge war die erste Maschine der Werkstatt und seit ihrer Inbetriebnahme gab es auch die Lacke daneben. Weil der Vater dazu Bohrmilch sagte, war es auch für den Bruder, war es auch für die Mutter die Bohrmilch. Wozu aber Bohrmilch beim Sägen gut sein sollte, verstand das Kind nicht. Eisenmilch also.

Darin lag jetzt der Finger der Mutter zwischen Eisenspänen und verbogenen Nägeln. Der Finger war neben dem aufgeschäumten Rest der Spucke des Bruders gelandet. Dort war die einzige Stelle für einen Bauernschnäuzer. Er machte es immer gleich. Zuerst sammelte er den in den Rachen ablaufenden Schleim im Mund, indem er ihn mit einem lauten Gurren hochzog. Anstatt die Schleimmasse gleich auszuspucken, ließ er sie noch ein paar Mal zwischen den Zähnen durch. Dieses Spiel geschah mit aller

Art Essbarem, wenn es denn die richtige Konsistenz vorweisen konnte. Weil die Kinder kein Geld für Kaugummi bekamen, bisßen sie solange auf einem kleinen Häufchen Dinkelkörnern herum, bis Mehl und Speichel zu einer weichen, schleimigen Teigmasse vermenget waren. Anders als Rotzschleim landete ein Dinkelkaugummi nie am Boden, sondern wurde wie ein Schatz stundenlang im Mund herumgetragen, bis er sich von selbst auflöste.

Der Flug des Fingers vollzog sich gebremst. Er dauerte einen gestreckten, breit gezogenen Moment lang. Ein Strudelteigmoment. Die Mutter schrie nicht. Das war der Schock. Das wusste das Kind noch vom ersten Mal. Damals war es die Kuppe des Daumens nur. Um welchen Finger es sich jetzt handelte, konnte noch niemand sagen.

Und wieder gab es ihn. Diesen Moment, an dem der Körper überrumpelt wird, in dem das Hirn schon etwas über den Körper weiß, dieser seine Reaktion aber verzögert ausspuckt. Bevor das Blut hervorschießt ist die Druckstelle weiß und klar, ehe sie zur Wunde verkommt. Die schiere Unendlichkeit dieses Moments lag in den Augen der Mutter, als sie mit aufgerissenem Mund nicht schrie. Der Finger war schon längst abgetrennt, schon längst auf dem Weg in die Lacke, aber die Wundgebung ließ noch

auf sich warten. Noch konzentrierte sich der Schock auf die Bewegung zwischen Hand und Lacke. Noch fühlte die Mutter dort einen Finger, wo keiner mehr war. In dieser Endlosigkeit wartete man auf das Blut. Und es musste strömen, als Beweis, dass etwas passiert war. Erst das Blut war Startschuss für den Einsatz der Zeit. Der Bruder stürzte als erster los.

Die Daumenkuppe hatte man damals nicht wieder annähen können. Es hätte sich nicht ausgezahlt. Der Mutter wurde auch sonst nie etwas ausgezahlt. „Oa Ongriffspunkt weniga fia d`Gicht“, sagte sie immer und im Dorf lobte man ihre positive Einstellung. Aber das Dorf hörte sie nachts nie schluchzen und in den Kopfpolster schreien.

Das Auto raste über Schlaglöcher, die als Regenpfützen getarnt die Straße nach und nach auffraßen. Der Motor des alten Mercedes war in einem konstanten Magenknurren hängengeblieben. Die Garnitur roch nach Eisen und Kuhmist. Eltern und Kinder rochen nach Eisen und Kuhmist. Der Bruder hielt das Gewehr des Vaters. Es war keine Zeit mehr geblieben, um es vom Rücksitz zu entfernen. Die Pupillen des Kindes rasten von Seite zu Seite. Bäu-

me fädelten sich ein, sprinteten vor seinen Augen vorbei und taten, als wären sie Wälder. Es dachte an Wildschweine, Rehragout und Walderdbeeren. Die Mutter stöhnte am Beifahrersitz. Sie jammerte nie. Der Schock ließ jetzt nach. Es solle nicht aus dem Fenster starren. Aber da war es schon zu spät. Der Kopf des Kindes steckte schon zwischen seinen Beinen. Eine saure Pfütze bildete sich zwischen den Füßen. Der Bruder schrie ihm seinen Ekel in die Ohren und drohte, die Zähne würden ihm ausfallen von der beißenden Magensäure.

Der Vater lenkte weiter zwischen Schlaglöchern. Prioritäten mussten gesetzt werden. Jetzt war nicht die Zeit für Mitgefühl. Die Mutter reichte dem Kind ein nur halb vollgeblutetes Stofftaschentuch. Kurz verschwand der kleine Kopf darin und kam mit blutigen Mundwinkeln wieder hervor. Dummes Kind ächzte das Auto und der Magen knurrte unaufhörlich, unüberhörbar.

Der Onkel kam nach ihnen im Krankenhaus an. Er hatte den Finger nicht finden können. Das mussten die Katzen... Das würde sie auch „de Meisrozzn“ zutrauen, zischte die Mutter unter Schmerzen, weil sie niemanden andächtiger verabscheute, als Mäuse, die nicht wirklich Mäuse waren, und Ratten, die nicht wirklich Ratten waren. Die logierten zwischen den Maschinen wie Mäuse aber bisßen wie Ratten und wuchsen, bis sie von einer der Katzen früh genug gefangen oder von einer Kuh zertrampelt, gelegentlich auch vom Vater überfahren wurden. Es war immer wieder vorgekommen, dass eine der „Meisrozzn“ eine ausgewachsene Katze zerfleischte. „Dregsfigha“, nuschel-

te der Vater in seine Pfeife hinein, während er sie anzündete. Dann fiel ihm wieder das Krankenhaus ein und das Geschimpfe der Stationschwester schickte ihn vor die Tür. Der Arzt musterte das Gesicht des Kindes nicht ohne Mitleid und Ekel. Er schien unschlüssig, wen er zuerst behandeln sollte, bis ihm die Mutter den fehlenden Finger unter die Nase steckte, als wäre er ein Spürhund. Eine junge Schwester hielt dem Kind lächelnd einen Lutscher hin. Das Kind griff danach. Da klatschte schon die blutige Mutterhand auf die zaghafte Kindeshand: „Bitte Schwes-ta, koa Guazl fia de Kloa. Wia neman d’Fostnzeid recht eanst.“ Die Bluthand der Mutter wühlte zum Abschied dem Kind durch die Haare und verschwand dann mit dem Arzt in einem Zimmer. Eine Schwester schob eilig den Geruch von heißer Rindssuppe und geselchtem Fleisch daran vorbei. Etwas klopfte von innen mit Fäusten gegen die Magenwand des Kindes.

Ohne Finger könne man den Finger nicht retten. Nichts machte Sinn, was zwischen den anderen hin und her besprochen wurde. Das Kind steckte die Hände in die Hosentasche der dicken steifen Jeans. Dort klammerte es sich an das bereits Erkältete, noch Feuchte und spürte den Klüften in der rauen Haut der Mutter nach. Eine alte Krankenschwester wischte ihm mit einem Feuchttuch den Mund ab und kommentierte den Magensäuregeruch, der zwischen den Lippen des Kindes herausgestoßen wurde, mit verzogenen Mundwinkeln.

Unschlüssig biss das Kind an seinen Fingern herum. Die Nägel waren dreckig und schmierig von der Eisenmilch,

das Nagelbett entzündet. Der vertraute Geschmack beruhigte die wirren Bilder und die übertriebenen Stimmen in seinem Kopf. Je dünner die abgezogene Hautschicht umso besser schmeckte sie.

/// Oa Ongriffspunkt weniga fia d'Gicht“, verkündete die Mutter tapfer. Alle pflichteten ihr anerkennend bei und lobten ihren positiven Weitblick. Der Arzt lachte auf und sah unsicher dem Kind entgegen.

Das Kind war alleine. Die Mutter schlief im Schlafzimmer. Sie hatte schwere Schmerztabletten eingeworfen, denn ihr Schmerz war sehr schwer. Er machte sie müde, nicht die Tabletten. Die ließen sie verschwinden.

Der Vater arbeitete an der Säge.

Der Bruder arbeitete an der Säge.

Das Kind war alleine in der Stube.

Dort roch es nicht, weil nicht gekocht worden war.

Das Kind stand alleine in der Küche.

Es war hungrig.

Es stellte die kleinste Pfanne, die es finden konnte, auf den kleinsten Kreis am Herd und drehte den Dreher eine halbe Umdrehung nach rechts.

Das Kind war alleine im Badezimmer. Man hatte sich vor dem Kochen die Hände zu waschen, mit Seife. Die Mutter musste das nicht tun, weil der Mutter dazu überhaupt die Zeit fehlte, wenn sie sonst um halb zwölf aus der Werkstatt kam.

Das Kind stand am Schemel über dem Waschbecken und wusch sich die Hände mit Seife. Die Bürste bohrte sich in die Wunden am Nagelbett. An manchen Stellen trat Blut hervor. Das Kind wusch den Finger ohne Seife.

Das Kind war alleine in der Küche.

Es gab Butter in die kleine Pfanne.

Es legte den Finger in die Pfanne und hörte es brutzeln.

Die Mutter wachte nicht auf.

Das Kind war alleine. Es war hungrig.

Das Kind war hungrig. Die Mutter schlief tief und einen Stock über ihm.

Der Vater schmierte die Schneide der Säge nach.

Der Bruder machte einen Bauernschnäuzer in die Eisenmilchpfütze.

Das Kind stand auf einem Schemel vor dem Herd. Es kaute auf seinen gewaschenen Fingern und starrte auf die Pfanne, wartend.

Durch die Hitze, ließ sich der Nagel ganz leicht ablösen. Im Kompost lagen drei kleine, schlampig abgenagte Knöchelchen nebeneinander.

FOTOGRAFIE

SELBSTPORTRAIT NACH MAGRITTE

MIRIAM KIENESBERGER
21 / GMUNDEN

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 18-25



DER SCHMET- TERLING

MAGDALENA LOHNINGER
18 / WALS

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Gestern fiel mir mein linkes Bein ab.
Aber es verfiel sich und landete im Straßengraben.
Gestern verlor ich mein Geschlecht,
es liegt neben dem Bein im Dreck.
Gestern war ein schöner Tag
und ich beschloss, senil zu werden.
Das macht mir jeden Tag zu einem schönen Tag
auch ohne Bein.
Gestern fielen mein linkes Bein und mein Geschlecht von
mir ab wie welke Blüten
und ich entpuppte mich zu neuer Pracht.
Heute verliere ich meine Arme.
Ich schüttle sie in den Straßengraben.
Da liegt schon viel, aber nicht mein rechtes Bein.
Das brauche ich noch.
Heute ist ein guter Tag und ich lächle.
Ich bin glücklich und sehe aus wie ein Kokon.
Die Leute schauen, weil sie nicht wissen, dass der Stra-
ßengraben meine Rettung ist.
Die Leute sind dumm und ich weiß nicht, was gestern für
ein Tag war.
Morgen werde ich ohne Kopf erwachen.
Ich werde ihn abgelegt haben,
weil ich ihn nicht mehr brauchen werde
und alles in meinem Kopf wird mit meinem Kopf im Gra-
ben liegen.
Neben dem Bein, dem Geschlecht und den Armen.
Morgen wird der beste der drei Tage sein, weil ich endlich
ein Schmetterling sein werde.

FOTOGRAFIE

CAN'T YOU SEE THE SOUND, RAISE YOUR ARM TO THE LIGHT, DAMALS & HEUTE II

SIMONE HART
20 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 18-25



FOTOGRAFIE

SIMONE HART



WAS ÜBRIG BLEIBT

MERCEDES SPANNAGEL
18 / SALZBURG

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

LOBENDE ERWÄHNUNG AK SPRACHE 18-25

das wasser rinnt mir aus mund nase und ohren er hört auch nicht auf zu sprechen das wasser schmeckt nach froschleichen er ist ein kaulquappensammler ich liege auf dem rücken in seinem grasgarten und meinen kopf halte ich ins wasser seines trüben teiches wenn er die eine kaulquappe nicht fängt dann eine andere ich sage ICH FINDE GUT WAS DU MACHST DU RETTEST SIE DU HAST EIN GROßES HERZ er lacht wie das ententier mit fraß im mund zwischen seinen zähnen erhängt sich plankton seine blonden haare sind wie sonnenstrahlen NUR WENN SIE SCHÖN SIND sagt er SEHE ICH SIE ÜBERHAUPT AN er steckt sie in alte gurkengläser und stellt sie in sein kleines zimmer zu viel wasser im kopf ist nicht gut es löst das gehirn auf und übrig bleibt matsch mit algenwurzeln

meiner besten freundin sage ich dass ich mich verliebt habe mehr oder weniger ein bisschen verguckt ein bisschen verschaut ein bisschen ertrunken sie fragt WER IST ER? wir sind in seinem kleinen zimmer er und ich wir fahren mit unseren fingern über kalte gläser er hat durchscheinende aufgequollene hände ich möchte dass er mich ansieht aber ich habe kein etikett und gehöre in kein glas er erzählt mir von kaulquappen wie sie sich bewegen wie sie schlängeln wie sie

sich aufbäumen ICH BIN AUCH GUT sagt er und es fällt mehr dreck auf den boden ich will nichts aufheben ich glaube an ihn ich finde ihn gut ich sage es ihm ich höre auf zu atmen ich schlucke mehr wasser mehr wasser für ihn ichichich

meine beste freundin sagt LASS DAS ich denke an ihn als er mich zur tür bringt DER FREUND VON DEM ICH DIR ERZÄHLT HABE KOMMT GLEICH er erzählt so viel das wasser rinnt mir immer noch aus mund nase und ohren es tropft das ententier watschelt zur tür WAS MACHT IHR? frage ich um mich festzuhalten das ufer bröckelt schlammig ab kann es sein dass ich mich irre DU DARFST ES KEINEM SAGEN ich nicke ich nicke kindlein komm her ich tu dir nicht weh

der dampf kommt ihm aus mund nase und ohren ICH FINDE UNS GUT meint er dann sicher zu seinem freund dabei meint er ICH FINDE MICH GUT und weil er sagt DREHEN WIR UNS NOCH EINE impliziert er ICH HABE GELD und der stummel schwimmt als luxuriöses souvenir im teich die kaulquappen saugen sich fest er und sein freund wälzen sich im gras sie lachen und lachen und lachen und er sagt

ES IST DANN IMMER ALLES SO LUSTIG und ich versuche

die falten auf seinem bett glattzustreichen IST ES NICHT AUCH OHNE LUSTIG? frage ich und er erklärt mir wieder kindlein du hast ja keine ahnung NICHT SO LUSTIG das brauchst du also die tropfen tanzen auf meinen wimpern wie aufgespießte köpfe aber du siehst nur dich ich sehe deine durchscheinenden hände nach jungen kaulquappen tasten deine zunge bewegt sich in deinem entenschnabel und dein lüsternes ICH BIN UNWIDERSTEHLICH unterstützen sie indem sie in deine hände schwimmen und ich verstehe sie einfach nicht

ICH BIN EIN SCHLECHTER UMGANG erzählst du mir mal wieder wenn du redest darf sonst keiner sprechen deine haare verlieren langsam den glanz die froscheltern haben wohl recht mit ihren breiten mäulern du vereinst kopfschütteln mit einem lachen das gläser sprengt und meinen kopf noch weiter ins wasser drückt wenn ich wieder den atem gefunden habe sage ich meiner besten freundin IHM IST ALLES EGAL sie sagt DU BIST IHM EGAL

ich zähle meine tage mit ihm an den alten gurkengläsern in seinem kleinen zimmer WIESO WOHNST DU NOCH BEI DEINEN ELTERN? frage ich WIESO NICHT sagt er und ich will ihm sagen er soll zum lachen aufhören ES IST GEMÜTLICH HIER und er sagt ICH BEKOMME HIER ALLES WAS ICH

WILL ich höre auf fragen zu stellen ich gehe ihm aus dem weg ich rufe ihn nicht an er sagt DU BIST EINE DIE NOCH NICHT VIEL ERLEBT HAT ich schneide mir meine algenhaare kurz ab um ihm zu zeigen dass er sich irrt aber er weiß von sich dass er das nicht tut

die gurkengläser werden weniger meine beste freundin sagt DU VERSCHWENDEST ZEIT AN IHM ich lüge mir vor an der hoffnung könne man sich bei ihm festhalten aber die teiche in die ich bei ihm sinke werden immer tiefer ich bin nicht sein fall ichichich er lernt nicht er müsste lernen er wälzt sich lieber mit seinem freund im gras er legt gerne hand an und sein lachen wird immer dreckiger er sagt ICH MUSS NICHT GUT SEIN ICH MUSS ES NUR SCHAFFEN ICH SCHAFFE ES ich quäle mich mit meiner arbeit er hilft mir nicht er trinkt als ententier kann man viel flüssigkeit aufnehmen und dann in seinem leichensaft schwimmen zu viel davon im kopf ist nicht gut es löst das gehirn auf und übrig bleibt matsch mit algenwurzeln ich wüsste nicht was bei ihm übrig bliebe sage ich meiner besten freundin von mir schon ich bin das was menschen wie er zwischen den zähnen haben was als dreck auf den boden fällt und worauf er dann steigt DAS IST MEINE ZUKUNFT ich bin trocken

er ist feucht kalt glitschig aalglatt ich bin ihm dahintergekommen

er hat dann eben einfach keine lust mehr denn er rettet die kaulquappen nicht er tötet sie mit bloßen händen er würgt er ertränkt und mit ihm die zukünftige welt die auf seinen schlammigen untergrund baut

FOTOGRAFIE

VERREGNET

HEIDEMARIE BENISCHEK
15 / PUCKING

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 14-17



WIR SIND EINE GENERATION VON HEIMAT- LOSEN

MIRIAM SUTTNER
18 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Wer sich heute auf das Denken und das Fühlen einlässt, der wird sich auf die Suche nach dem Grund eines Fasses ohne Boden begeben, am besten im Taucheranzug, um während der Suche noch atmen zu können. Man könnte meinen, der Boden wurde nachträglich weggesprengt, von Minenfeldern, kleinen gescheiterten Künstlern mit Schurrbärten oder der Fließbandproduktion von Werten; doch denen, die die Sehnsucht immer weiter treibt, auf der Suche nach Nägeln oder Holzsplittern des vermeintlichen Bodens, denen wird sich bald erschließen, dass dem nicht so ist. Wir haben uns den Boden unter den Füßen nicht selbst weggerissen, weil er niemals da war. Wir – Menschen – sind ein Genus von Bodenlosen. Wir – Menschen seit der Produktion des Wertes Fortschritt – sind ein Volk von Haltlosen. Wir – Menschen im Taucheranzug – sind eine Generation von Heimatlosen.

EXEMPLARISCHE TAUCHER

I. Das, was (nicht) gleich bleibt

Wenn der Knopf des Wasserkochers von Rot auf Weiß springt, nimmt Maja H., 21, den Deckel ab, legt das linke Handgelenk über die Öffnung und spritzt sich mit der dem heißen Dampf folgenden Schockbewegung Wasser auf die Haut, die den Deckel ersetzt hat. Anschließend gießt sie den Schwarztee auf und nimmt ihre Lieblingstasse aus dem Schrank. Während sich die Farbe aus dem Teebeutel im Wasser verteilt, nimmt sie ein rundes Pflaster aus der Brotdose und klebt es zärtlich über ihr Handgelenk. Die Intensität der Brandblasen ist verschieden, das Pflaster ist immer das gleiche. Der Tee schmeckt, je nach Wetter und Laune, verschieden, die Tasse ist immer die gleiche. Das, was gleich bleibt, markiert den Rahmen für den Tag, aus dem Maja H., 21, gelegentlich gerne fällt, durch ein neues Tattoo, einen fremden Schwanz in ihrem Mund oder eine Änderung in ihrem Weg zur Arbeit. Maja H., 21, hat eine Zweizimmerwohnung, einen ansehnlichen Vorrat an Schwarztee, keinen Hund, keinen Freund und keine Ziele. Wenn sie aus dem Rahmen fällt, dann ist das, um der Lan-

geweile zu entgehen. Wenn sie den Rahmen jemals zertrümmern wird, dann endgültig.

II. Das, was (nicht) ertrinkt

Die Tränen oder Schläge seiner Frau lassen Rudolf H., 65, längst nicht mehr aus seinem Dämmerzustand, den er entweder Kopf drinnen, Füße draußen, in seiner Wohnungstür oder Kopf drinnen, Füße draußen, in seiner Toilette verbringt, aufschrecken. Er hat sein schlechtes Gewissen über Jahre konsequent ertränkt und versucht seit damals, die Leere, die an seine Stelle getreten ist, literweise zu füllen. Sein Erfolg dabei ist gleich null. (Wie denn auch, Rudolf, wenn wir bodenlose Fässer sind) Er hat es aufgegeben, sich darüber zu wundern, und will seiner Frau mithilfe von Ignoranz das Wundern ebenfalls austreiben, wo sein Erfolg ebenfalls gleich null ist. Rudolf H., 65, hat Löcher in allen Socken und Plänen, eine trockene Kehle, keine Schuldgefühle, keinen Selbstwert und träumt davon, Socken stopfen zu lernen. Sein Tag unterscheidet sich von der Nacht in altmodischen „Geschlossen“ und „Offen“ Schildern auf Türen, durch die er mit beschlagenen Brillen hinein- und zerbrochenen hinausgeht. Rudolf H., 65,

schwankt durch die Zeit und lässt die Scherben der gläsernen Figuren, die er unabsichtlich von den Regalen wischt, achtlos liegen, denn er hat das Klirren nicht einmal gehört.

III. Das, was sich (nicht) füllen lässt

Morgens, wenn Agnes H., 63, den zweiten Espresso hinunterkippt und ihr ein paar Tropfen übers Kinn laufen, sind ihre Augen blutunterlaufen. Bis sie sich sorgfältig die Falten aus dem Gesicht malt, sind die Tropfen eingetrocknet. In ihren Mittagspausen in der Firma liest Agnes H., 63, Gedichte von Ingeborg Bachmann und trinkt den vierten Espresso. Auf dem Nachhauseweg kauft sie Paprikachips und eine Schachtel Schlaftabletten. Wenn sie abends vor dem Fernseher sitzt, drückt Agnes H., 63, alle Tabletten aus ihrer Plastikhülle, legt sie sich in die linke Handfläche und nimmt ein Glas Wasser in die rechte Hand. Sie sagt sich, sie tut es nach dem Abspann des Filmes, dann nach der nächsten Werbung. Schließlich stopft sie sich statt der Tabletten Chips aus der halbleeren Packung neben ihr in den Mund. Agnes H., 63, hat einen großen Flachbildfernseher, eine nach ranzigem Fett stinkende Lyriksammlung und ein Telefon, das sich zweimal im Jahr meldet, nämlich zu Weihnachten und am Geburtstag ihres Mannes. Sie hat keine Waage und keinen Spiegel mehr und nicht die nötige Entscheidungskraft zum Suizid. Stattdessen schaltet sie den Fernseher ab, nimmt zwei der Schlaftabletten, leert das Wasserglas und starrt mit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit, wenn sie allein im Ehebett liegt.

WIR TAUCHER

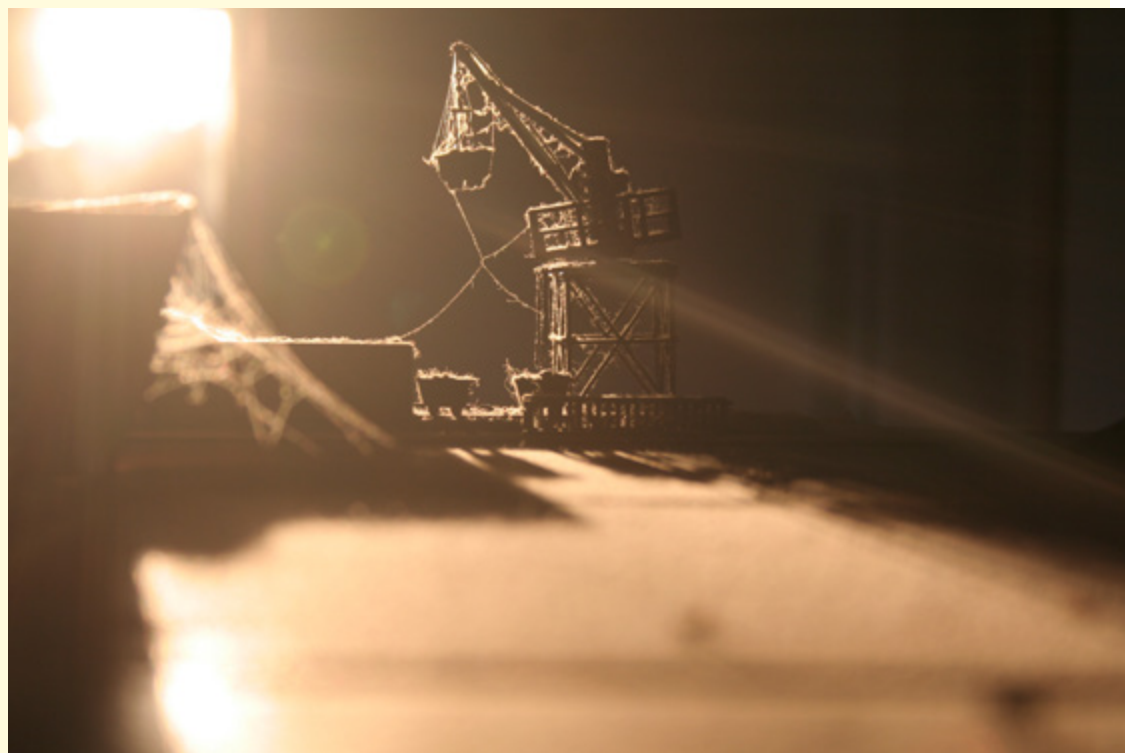
Da nennen wir ein Zimmer „das eigene“ und eine Wohnung „zu Hause“ und ein Land „Heimatland“ und lächeln ein Lächeln, das nicht über die Mundwinkel hinausgeht. Die Sehnsucht, die uns im Hals steckt und durch den Taucheranzug nicht nach außen flüchten kann, treibt uns tiefer. Aber wir ersticken nicht, auch, wenn der Druck des Wassers uns die Lungen zu zerreißen droht. Und wenn uns das, was wir „Leben“ nennen, wieder nach oben zwingt, an die Oberfläche des Fasses, dessen Boden wir nicht finden werden, werden wir den Taucheranzug nicht mehr ablegen können, weil er sich wie eine zweite Haut an uns geschniegt hat, um uns zu schützen. Und wir werden ihm für seine Mühe dankbar sein, obwohl sie verloren ist.

FOTOGRAFIE

STRAHLENDE VERGANGENHEIT

KLARA STEININGER
15 / AMSTETTEN

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 14-17



DIE PARKBANK

ANNA NEUNER
18 / IMST

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Die Nacht ist kalt, der Nebel erlaubt mir nur wenige Meter weit zu sehen und einzelne Regentropfen fallen auf meine Lederjacke. Ich höre Jason und Alex lauthals lachen und gehe zu der Parkbank, auf der sie auf mich warten wollten. Alex fällt mir in die Arme, er war für zwei Monate in Holland bei seiner Tante. Ich sage ihm wie froh ich bin, ihn wieder bei mir zu haben, begrüße Jason und wir machen uns auf den Weg zu einer Party. Eigentlich ist nur Alex eingeladen, aber er meint es wäre okay, wenn wir auch kommen, schließlich ist es sein erster Tag zuhause und an dem dürfen seine zwei besten Freunde nicht fehlen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erreichen wir endlich eine noble Gegend, in der die Party stattfindet. Aus einer riesigen Villa dröhnt Musik, die zugezogenen Vorhänge erstrahlen in buntesten Lichtern und im Garten sieht man schon ein schmusendes Pärchen, das jeden Moment übereinander herzufallen scheint. Jason feuert den Typen an, der blickt kurz auf, zwinkert ihm zu und greift dem Mädchen unter ihr Top. Dieses klatscht ihm seine flache Hand direkt ins Gesicht und läuft weg. Alex erkennt seine

Chance, nimmt sich der jungen Dame an, tröstet sie und nimmt sie wieder mit ins Geschehen.

Am Empfang steht der Veranstalter, der aussieht, wie ich es erwartet habe: ein kleiner Spießer, ziemlich verwöhnt, von reichen Eltern eben! Wobei mir das gerade recht kommt, meine Finanzen sind momentan im negativen Bereich und diese Party bedeutet Spaß ohne jegliche Unkosten. Er begrüßt uns freundlich und drückt uns sofort ein Bier in die Hand, welches wir natürlich gerne annehmen.

Ich betrete ein großes Wohnzimmer, das eher einem Loft ähnelt. Mein Blick geht die Runde, ich kenne niemanden, sehe aber schon auf den ersten Blick einige potentielle Mädchen, mit denen ich im Laufe des Abends Kontakt knüpfen will. Alex lotst uns zu einer Bar, die mit allen denkbaren Getränken ausgestattet ist und ordert eine Runde Shots. Nach der ersten gekippten Runde bestellen wir immer weitere, bis wir schließlich alle 8 Stamperln in tus haben. Wir beschließen die restlichen, noch nicht getesteten Shots auf später zu sparen, bestellen uns alle einen Cocktail und gehen auf die improvisierte Tanzfläche,

die ein Drittel des Raumes einnimmt und durch beiseite geschobene Kästen und Regale vom Rest getrennt ist.

Alex nimmt sein Mädchen und versteckt sich irgendwo in der Menge mit ihr, um von uns Abstand zu halten. Er meint, wir störten ihn nur dabei, seine Errungenschaft herumzukriegen. Jason und ich wünschen ihm Glück und halten Ausschau nach den zwei Mädchen, die uns schon am Eingang aufgefallen sind – mit Erfolg! Wenige Meter von uns entfernt tanzen sie ausgelassen. Ich denke es sind zwei Freundinnen, die alleine da sind um Spaß zu haben und darauf zu warten von zwei gutaussehenden Typen angesprochen zu werden. Natürlich kommen wir da gerade richtig, also gehen wir hinüber. Sogleich spreche ich die, mit den dunkelbraunen Haaren an und überlasse die Blonde Jason. Es sind zwei wunderhübsche Mädchen, aber ich mag die brünetten eben lieber. Ihr Name ist Lena, sie wohnt in einer nahegelegenen Ortschaft und ist vergeben.

Aber ich wäre nicht Nick, wenn mein Motto nicht lauten würde: „Eine Beziehung ist ein Grund, aber noch lange kein Hindernis!“. Und es wäre wirklich zu schade, die Kleine einfach gehen zu lassen. Ein langsames Lied beginnt,

ich nähere mich ihr immer mehr und bald tanzen wir eng umschlungen. Sie sieht mir in die Augen und ich küsse sie, sofort spüre ich ihren Widerwillen. Lena stößt mich sachte von sich weg, nimmt mich aber wieder in die Arme und tanzt weiter, als wäre nichts gewesen. Wenig später sieht sie zu mir auf und küsst mich – ich wusste doch, dass sie mir nicht widerstehen kann! Ich blicke zu Jason, der noch nicht so weit ist mit seinem Mädchen, zwinkere ihm zu und gebe ihm zu verstehen, dass ich die Kleine mit nach draußen nehme.

Sie flüstert mir ins Ohr, dass im Garten ein beheizter Pool ist, in dem sie gerne schwimmen möchte. Ich verstehe, was sie mir sagen will und frage sie, wo ihr Freund heute ist. Sie meint, er sei auf einer anderen Party und auf keinen Fall ein Hindernis. Und ob ich schon einmal den Spruch gehört habe: „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin!“. Egal wie böse sie meint zu sein, heute ist sie nur völlig betrunken, aber das soll nicht mein Problem sein. Wir sind allein, alle anderen sind im Haus und feiern. Der Pool dampft und ich bekomme richtig Lust reinzuspringen. Ich ziehe erst sie bis auf die Unterwäsche aus und dann mich, nehme sie in die Arme und springe mit ihr hinein. Wir küssen uns und werden etwas intimer. Plötzlich schreit Lena auf, im selben Moment reißt mich jemand an den Haaren und zieht mich beinahe aus dem Pool heraus. Ich schlage um mich und bin in wenigen Sekunden aus dem Wasser.

In der Dunkelheit ist kaum etwas zu erkennen, ich sehe

nur drei dunkle Gestalten. Einer von ihnen schreit mich an, während mir ein anderer mit der Faust ins Gesicht schlägt. Im Hintergrund schreit und weint Lena hysterisch. Ich wehre mich, trete ihm in den Bauch, dass er sich vor Schmerz krümmt und frage die anderen beiden lauthals nach dem Grund für diese Attacke. Mein Mädchen ruft, es sei ihr Freund und seine zwei Kumpels. Plötzlich kommt mir der Gedanke hoch, dass alles aus ist, am liebsten würde ich abhauen, aber es ist unmöglich. Ich packe all meine Energie, stelle mein Gehirn auf einen letzten Kampf ein. Als hätte ich mein Leben zu verteidigen, renne ich auf Lenas Freund zu und stoße ihn ins Wasser. Ich blicke ihm nach und sehe, wie er mit dem Kopf auf dem Beckenrand landet. Mir stockt der Atem und es fühlt sich an, als hätte mein Herz aufgehört zu schlagen. Es folgen wenige Sekunden pure Stille. Plötzlich färbt sich das Wasser um ihn herum rot. Lena und die zwei Jungs rennen zu ihm, er liegt bewegungslos am Boden, ich stehe da wie angewachsen, steif wie eine Statue. Die anderen werden nervös, er atme nicht, ich solle einen Krankenwagen rufen, sie schreien um Hilfe. Immer mehr Leute sammeln sich um ihn herum. Ich stehe immer noch reglos da, verfolge das Geschehen nur mit meinen Augen. Jemand ruft aufgeregt die Rettung an und bittet um einen Wagen.

Die Angst überkommt mich, meine Gedanken überschlagen sich und setzen meine Beine in Bewegung. Unbemerkt von der geschockten Menge renne ich los, ab jetzt gibt es kein Halten mehr: durch das schöne Viertel, den Hügel hinauf, die dunklen Gassen entlang. Auf einmal höre ich die

Sirene des Rettungswagens und renne im Schatten des Blaulichts weiter in Richtung Stadtpark. Mein Gefühl sagt mir, dass mich meine Beine nicht mehr halten können, also setze ich mich auf eine Parkbank. Mit Entsetzen stelle ich fest, dass es die eine ist, auf der wir den heutigen Abend beginnen ließen. Und auf einmal wünsche ich mir, diese Bank hätte es nie gegeben!

FOTOGRAFIE

SWITCH

HANNA BURGSTALLER
17 / ZWETTL AN DER RODL

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 14-17



XAVI TRÄUMT NICHT

JUDITH PALLITSCH
22 / OGGAU

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Ohne sich von seiner Mutter zu verabschieden, lief Xavi in den Bastelraum. Denn schon vom Vorraum des Kindergartens sah man es glitzern und funkeln. Die bunten Tischchen waren alle in der Mitte zusammengeschoben worden und in deren Mitte türmten sich nun alle möglichen Sachen. Für jedes Kind ein kleiner Metallring. Garn, Perlen und Federn in vielen verschiedenen Farben. Als alle Kinder endlich da waren, klatschte Tía Mar zweimal in die Hände und sagte: „So chicos! Diese Woche basteln wir einen kleinen Traumfänger. Wisst ihr was das ist?“ Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern erklärte sofort: „Ein Traumfänger verhindert schlechte Träume. Erfunden haben ihn die Indianer. Und wenn ihr euren fertigen Traumfänger über euer Bett hängt, werdet ihr nie wieder Albträume haben.“ Die meisten Kinder machten große Augen und begannen sofort nach einer kurzen Erklärung von Tía Mar den Metallring mit buntem Garn zu umwickeln. Nur Xavi blieb regungslos sitzen mit einem verwirrten Ausdruck auf dem Gesicht und tat nichts. Es dauerte eine Weile bis Tía Mar das bemerkte. Sie war sehr beschäftigt damit Javiers Garn zu entwirren und ihm zu zeigen, wie er es richtig machen musste. Die anderen Kinder hatten schon fast die Hälfte des Metallreifens umwickelt, als sie endlich bemerkte, dass Xavi nicht angefangen hatte zu basteln. „Was ist denn los Xavi? Ist dir schlecht? Bist du krank?“

Liegt dir etwas auf dem Herzen?“, fragte sie, während sie sich zu ihm hinunter beugte. Xavi staunte über die tiefen Falten, die sich zwischen ihren Augenbrauen gebildet hatten. Dabei war Tía Mar gar nicht so alt. Mama sagte sogar immer, dass seine Kindergartentante viel zu jung war und keine zwei Finger vor der Stirn hatte. Xavi wusste zwar nicht, was das bedeuten sollte, aber so wie es seine Mama sagte, war das anscheinend nicht gut.

Xavi schüttelte den Kopf und sagte: „Ich bin nicht krank. Ich brauche nur keinen Traumfänger. Ich träume nicht.“ Tía Mar lachte kurz auf. „Aber Xavi, jeder träumt. Jede Nacht. Du kannst dich nur nicht daran erinnern, wenn du aufwachst.“ Xavi verzog ungläubig das Gesicht. „Wenn ich mich nicht erinnern kann, was gibt es dann für einen Beweis dafür, dass ich doch träume.“ Für einen Moment blickte Tía Mar Xavi mit leicht geöffnetem Mund an. Dann biss sie sich auf die Lippe und lächelte ihn an. „Du kannst deinen Traumfänger ja auch deinem Papa schenken.“, sagte sie und stand auf. Xavi schüttelte den Kopf. „Papa träumt auch nicht.“

Als Mama Xavi abholen kam, hatte er seinen Metallring erst zu einem Viertel mit grauem Garn umwickelt. Sie redete noch eine Weile mit Tía Mar und lächelte dabei Xa-

vis Kindergartentante die ganze Zeit an, sodass ganz viele Falten um die geschminkten Augen und Mund zum Vorschein kamen. Mama sagte immer, dass dies Freudenfalten waren, die immer dann zum Vorschein kamen, wenn man glücklich war. Xavi aber fand, dass Mamas Freudenfalten immer öfter traurig aussahen. Auch heute, bis sie den Kindergarten verließen.

Xavis Kindergarten befand sich in der Carrer de Calàbria, einer Querstraße der Gran Vía de les Corts Catalanes, im Barrio Exaimple von Barcelona. Xavi ging sehr gern in den Kindergarten, denn ganz in der Nähe war der Parc de Joan Miró und die Gruppe ging bei schönem Wetter so gut wie immer dorthin spielen. Heute nicht, weswegen Xavi seiner Mutter erzählte, dass es an diesem Tag sehr langweilig gewesen war.

Mama nahm Xavi an die Hand, als sie in die stark befahrene Gran Via bogen. Für einen kurzen Moment blendete ihn die Sonne, die davor zwischen den Häusern der Carrer de Calàbria versteckt gewesen war. Deswegen war Xavi sehr froh, dass ihm seine Mutter den Weg wies. Er blickte zu ihr hoch. Mama hatte ein schönes Kleid, mit bunten Blumen bedruckt, an. Ihre Augen waren allerdings mit schwarzem Lidschatten geschminkt.

„Mama, ich finde du solltest dich nicht immer so dunkel schminken, sondern dich mit freundlicheren Farben anmalen.“

Mama lächelte Xavi kurz an, schwieg aber. Es war ein sehr schöner Tag. Nicht zu heiß. Vom Meer wehte eine angenehm kühle Brise in die Stadt. Da kam Xavi eine Idee: „Mama können wir nicht bald wieder einen Ausflug auf den Montjuic machen?“ Mama schien kurz zu überlegen und zu Xavis Überraschung sagte sie mit einem Lächeln, das ihre Falten wieder freundlich aussehen ließ: „Das ist eine sehr gute Idee! Wir werden, wenn wir nach Hause kommen Papa fragen, ob wir nicht gleich heute fahren können.“

„JA!“, rief Xavi vor Glück.

Der Montjuic war das liebste Ausflugsziel von Xavi. Der Berg am Rande Barcelonas bot eine wunderschöne Aussicht, einen riesigen Park, in dem man wandern und spielen konnte, und auf seinem Gipfel befand sich das Castell, eine Burg deren Mauern Xavi zu gern einmal erklimmen würde. Ein weiterer Grund, warum der Montjuic in Xavis Augen das perfekte Ausflugsziel war, war, dass man mit dem funicular bis fast an die Spitze fahren konnte. Von dieser Seilbahn hatte man auch eine wunderschöne Aussicht auf Barcelona.

In voller Vorfreude auf den heutigen Ausflug zog Xavi seine Mutter Richtung U-Bahn. Sie stiegen bei der Station Rocafort in die linia roja. Von hier würde es fast eine dreiviertel Stunde bis zur Station Fabra i Puig dauern. Xavi fand diesen Weg viel zu lange und langweilte sich in der U-Bahn immer zu Tode. Mama beteuerte allerdings jedes

Mal, dass sie Glück hatten nicht umsteigen zu müssen und sie meistens eine angenehme Fahrt hatten, weil sie so gut wie immer einen der wenigen Plätze in der Metro ergattern konnten.

Heute zog Mama Xavi aber schon nach zehn Minuten aus der U-Bahn. Verwirrt stolperte Xavi ihr hinterher, als sie bei der Station Catalunya in die linia verde wechselte. „Mama, was machst du?“ Mama beugte sich zu ihm hinter mit einem Lächeln, das sich quer über ihr Gesicht zog. „Heute habe ich Lust ein bisschen auf dem Passeig de Gracia zu flanieren.“ Sie legte den Zeigefinger an die vollen, roten Lippen und grinste. „Aber psst! Sag Papa nichts davon.“

Mamas Lachen war ansteckend. Wenn sie lachte, musste Xavi auch immer lachen. Und auch er liebte das Bummeln auf dem Passeig de Gracia, der schönsten Einkaufsstraße Barcelonas. Ihn interessierten aber weniger die Geschäfte, sondern vielmehr die sonderbaren Pflastersteine, denen die Erwachsenen so gut wie keine Beachtung schenkten. Jeder Einzelne verziert mit Blumenmustern und Ornamenten.

Früher waren er, Mama und Papa viel öfter auf den Passeig de Gracia gegangen. Da hatte ihm Papa erzählt, dass die Steine, mit denen die Straße bepflastert war, von La Pedrera stammten. La Pedrera war ein Gebäude auf dem Passeig, das der berühmte Architekt Gaudí gebaut hatte. Papa hatte ihm erzählt, dass man die Steine, die beim Bau übrig geblieben waren, einfach als Pflastersteine verwendet hatte. Xavi war sich nicht sicher, ob das stimmte, denn der Passeig de Gracia war lang und er konnte sich

nicht vorstellen, dass so viele Steine übrig geblieben waren. Aber Papa war Bauarbeiter. Wenn er es nicht wusste, wer dann.

Mama war an diesem Tag so glücklich wie schon lange nicht mehr. Und obwohl Xavi bald genug davon hatte, sich die Pflastersteine anzuschauen, war auch er glücklich. Einfach deswegen, weil Mama es war. Aber Mama probierte nichts und kaufte nichts.

Mama öffnete lachend die Wohnungstür und ließ Xavi vorbei, der sofort zu Papa lief und ihn auf die Wange küsste. Papa saß beim Küchentisch. Der Fernseher war eingeschaltet, die Wohnung dunkel. „Wo wart ihr so lange?“, fragte Papa Mama, als auch sie ihn auf die Wange küsste. „Ein bisschen spazieren. Heute ist ein wunderschöner Tag. Warst du heute schon vor der Tür? Xavi hatte nämlich eine wundervolle Idee.“ Xavi, angesteckt von Mamas Freude, unterbrach sie voller Begeisterung: „Ja Papa! Lass uns heute bitte auf den Montjuic fahren...“ „Ja, ich dachte es wäre eine nette Idee...“, fuhr Mama fort, aber im Gegensatz zu Xavis, wurde Mamas Stimme immer leiser.

Xavi fiel in diesem Moment auf, dass Papas Unterlippe etwas zuckte. Plötzlich landete seine massige Faust auf dem Tisch. Zack! Xavi und Mama waren still. Papas tiefe Stimme dröhnte durch den kleinen Raum. Die Wucht seiner Worte schienen Mama wie einen kräftigen Windstoß zu treffen, denn sie trat einige Schritte zurück.

„Du warst spazieren? Du willst einen Ausflug machen?!“ Wieder schlug Papa mit der Faust auf den Tisch. „Wann kapiert du endlich, dass wir für solche Dinge einfach nicht mehr die Mittel haben?! Wir müssen uns überlegen,

wie es weitergeht und nicht die Augen vor der Realität verschließen!“

„Ich wollte unbedingt auf den Montjuic.“, sagte Xavi das schlechte Gewissen in der Stimme.

Erst jetzt schien Papa aufzufallen, dass er noch da war.

„Geh in dein Zimmer. Mama und Papa müssen reden.“, sagte Papa mit sanfter Stimme.

Traurig, dass sie nun doch nicht auf den Montjuic fahren würden, ging Xavi in sein Zimmer. Dieses befand sich am Ende eines kleinen Flurs, den man nur über die Küche betreten konnte. Xavi setzte sich auf sein Bett, nahm zwei seiner vielen, kleinen Rennautos und versuchte sich eine Rennlandschaft aus seiner Bettdecke zu bauen.

Aber es war laut. Xavi konnte nie spielen, wenn es so laut war. Irgendwann hielt er es nicht mehr aus. Er presste die Zeigefinger in beide Ohren, bis er nichts mehr hörte und warf sich aufs Kopfkissen. Weil er noch immer hören konnte, wie die zwei Spielautos zu Boden fielen, presste er seine Finger noch tiefer in die Ohren, bis es schon wehtat. So lag Xavi kurz mit offenen Augen da, bis er sich vergewissert hatte, dass er rein gar nichts mehr hören konnte. Er entspannte sich etwas. Irgendwann schloss Xavi die Augen und schlief, noch immer die Zeigefinger in den Ohren, ein.

Xavi träumte nichts.

Nur kurze Zeit später wachte Xavi wieder auf. Benommen nahm er die Finger aus den Ohren. Sie schmerzten. Nun war es komplett still. Vorsichtig und so leise wie möglich stieg Xavi vom Bett und öffnete so lautlos wie möglich die Zimmertür. Auf Zehenspitzen schlich er den Flur entlang

zur Küchentür, die einen Spalt weit offen stand. Mama saß vor dem Küchentisch mit dem Rücken zu Xavi. Ihr war ganz offensichtlich kalt, denn sie zitterte. Papa, der links neben ihr auf der Bank saß, versuchte sie zu wärmen, indem er umständlich den Arm um sie legte. Mama wollte aber anscheinend nicht gewärmt werden, denn sie rückte immer weiter mit ihrem Stuhl nach rechts. Dabei zitterte sie so heftig, dass mit ihr der Sessel zu vibrieren schien.

Papa atmete einmal tief durch und zog den Arm zurück. Er lehnte sich zurück und schwieg einige Augenblicke. Es war so still in der Küche, dass Xavi Angst hatte, seine Eltern könnten ihn atmen hören. Als Papa zu sprechen begann, war seine Stimme im Vergleich zu vorhin komplett verändert. Leise und sanft, anstatt rau und laut.

„Ich war heute wieder beim Arbeitsamt. Hab nach einer Arbeit gefragt. Und diese creida (span: „hochnäsige Tus-si“) sagt mir doch allen Ernstes ich sei schwer zu vermitteln!“ Papas Stimme wurde allmählich wieder laut. „Sie hat mich tausendmal gefragt, ob ich nicht doch irgendein Scheiß certificado hätte. Wozu brauche ich irgendein Zeugnis, wenn die Resultate meines Könnens in ganz Barcelona stehen!? Zählen zwanzig Jahre Erfahrung gar nichts?“

Mama hatte aufgehört zu zittern. Sie legte ihre linke Hand sanft auf die geballte Faust von Papa. „Wir wissen doch beide, dass in der construcción im Moment so gut wie niemand Arbeit findet. Ich könnte doch wieder in der peluquería anfangen. Dort brauchen sie ganz sicher irgendwo eine Visagistin.“

Mamas Hand rutschte von Papas, als dieser wieder mit der Faust auf den Tisch schlug. Xavi hüpfte das Herz und Mama stieß einen dumpfen Schrei aus. Papas Gesicht entspannte sich wieder. Mit einer unglaublich sanften Stimme, die Xavi Angst machte, sagte er: „Das machst du nicht. Ich regle das.“ Er strich Mama über die Schulter. Diese blieb regungslos sitzen. Dann stand er auf.

Xavi drehte sich um und rannte so lautlos wie möglich in sein Zimmer. Die Sonne war untergegangen und von dem schönen Tag war nur die schwüle, stickige Luft im Zimmer geblieben. Xavi legte sich zurück ins Bett und presste die Augen zu.

Papa betrat das Zimmer. Er setzte sich an die Bettkante und strich Xavi über den Kopf, so wie er es immer tat. Erst jetzt öffnete Xavi die Augen und blickte Papa in die gutmütigen, nussbraunen Augen. Papa lächelt. Xavi lächelt zurück. „Wie war der Kindergarten cariño?“

„Schön. Aber wir machen nutzlose Dinge. Wir basteln Traumfänger, aber ich träume nicht. Ich finde das unnötig.“

„Du musst träumen. Träum von einer Arbeit, von dem, was du in Zukunft haben willst. Träum davon, wie du dein Geld verdienen willst. Vielleicht hilft dir ja dieses Traumfängerding dabei...“, sagte Papa und wartete bis Xavi genickt hatte. Dann richtete er sich auf und nahm ein Buch von Xavis Nachtkästchen.

Papa ließ Xavi aus Manolito Gafotas vor. Xavi sagte ihm nicht, dass er das Kapitel schon kannte. Bald schief er auf der Brust seines Vaters ein.

Er träumte nichts.

Am nächsten Morgen wachte Xavi früh auf. Er war plötzlich fest entschlossen endlich zu träumen. Ganz alleine zog er sich an und trat hinaus in den Flur. An der Tür zum Elternschlafzimmer blieb er stehen. Diese stand einen Spalt weit offen. Mama saß an ihrem Schminktisch. Früher, bevor Xavi geboren wurde, hatte sie ganz viele verschiedene Frauen geschminkt. Auch berühmte Frauen. Und sie hatte sogar für Modenschauen geschminkt. Aber seit Xavis Geburt kümmerte sie sich nur mehr um ihn und den Haushalt.

Mama schminkte sich nun nur mehr selbst. Aber das machte sie sehr gut und aufwendig. Heute zum Beispiel trug sie sogar hautfarbene Creme und Puder auf ihre Oberarme auf. Die Augen hatte sie wieder sehr dunkel geschminkt, was Xavi nicht so gefiel.

In der Metro Richtung Kindergarten fragte Xavi Mama: „Mama, wie träumt man?“ Vielleicht gab es ja einen bestimmten Trick, den er nur noch nicht beherrschte. Mama schweig einige Augenblicke. Dann sagte sie: „Träumen ist ganz einfach. Es kommt nur auf deine Fantasie an und dann kommen die schönen Bilder ganz von alleine.“ Xavi presste die Augen zusammen und versuchte schöne Bilder zu sehen. Aber es kamen keine schönen Bilder. Traurig sah er zu Mama hoch und schüttelte den Kopf. Mama lächelte und sagte: „Am besten geht es bei mir, wenn ich irgendwo ganz weit oben bin und die Wolken beobachten kann. Mach dir keine Sorgen. Es ist gar nicht so schwer, wie du denkst.“

Da Xavi nun fest entschlossen war endlich zu träumen und er dafür einen Traumfänger brauchen würde, begann er,

sobald er den Kindergarten betreten hatte, mit der Arbeit an seinem Traumfänger. Er bastelte so schnell, dass er sogar noch alle anderen Kinder überholte. Tía Mar lobte ihn, beanstandete aber seine Farbwahl. Xavi aber hing sich am Ende des Tages stolz seinen kleinen grauen Traumfänger mit grauen und schwarzen Perlen und schwarzen Federn um den Hals.

Einige Tage später hatte Xavi noch immer nicht geträumt. Trotzdem war er sehr glücklich, denn heute war es ihm doch noch gelungen seinen Papa zu einem Ausflug auf den Montjuic zu überreden. Er, Papa und Mama verließen gerade bei der Station Espanya die Metro und gingen Richtung Museu Nacional d'art de Catalunya. Xavi mochte dieses Museum sehr gern, weil es eigentlich ein riesen-großes Schloss war. Außerdem musste man sich nicht ganz so sehr anstrengen um hinauf zu kommen. Denn neben den Stufen führten mehrere Rolltreppen auf den Platz vor dem Schloss.

Er konnte Mama und Papa aber leider nicht dazu überreden in das Schloss hinein zu gehen. Aus diesem Grund gingen sie den Platz vor dem Schloss entlang, an dem Museum vorbei. Es war ein sonniger, aber stürmischer Tag. Erst als sie den Passeig de Santa Madrona entlang gingen, beruhigte sich der Wind ein bisschen. Mama war sehr gut gelaunt. Sie liebte die Gärten, die sich links und rechts des Passeigs befanden. Papa ging einige Schritte hinter ihnen, die Arme hinter dem Rücken verschränkt.

Sie kehrten dem olympischen Stadion den Rücken und spazierten die lange, aber idyllische Avinguda de Miramar entlang, vorbei an der Fundacio Miró, Richtung Aus-

sichtsplattform in der Nähe des Jardin de Miramar. Hier kam die Transbordador Aeri vom Torre de St. Sebastià an. Diese Hochseilbahn fuhr vom Strand über das Meer und den Hafen direkt auf den Montjuic. Von ihr hatte man die allerschönste Aussicht über ganz Barcelona. Ein Panoramablick über Meer, Stadt und Berge. Alles, was Barcelona ausmachte.

Ihr Ziel war allerdings nicht diese Hochseilbahn, obwohl Xavi bettelte mit ihr zu fahren. Seine Eltern waren fest entschlossen kein Geld in dieser, wie sie es sagten, Touristenfalle liegen zu lassen.

Deshalb genossen sie den Ausblick von der Plattform gleich neben der Einstiegsstation der Transbordador. Xavi sah dem roten Waggon zu, wie er langsam Richtung Strand fuhr. Darin die Touristen mit Kameras, die zu viel auf ihre Kameras starrten, um überhaupt den Ausblick genießen zu können.

Papa drehte mit verschränkten Armen dem Ausblick den Rücken zu. Der Wind wehte nun wieder stärker. Mama blickte zufrieden lächelnd in die Ferne. Sie trug eine Sonnenbrille, was Xavi überraschte, weil sie das normalerweise sonst nicht so gern tat.

Nach einer Weile fragte Xavi: „Können wir nicht hinauf auf das Castell?“ Papa schnaubte. Er mochte das Castell de Monjuic nicht. Aber Xavi wollte unbedingt dorthin, weil es der höchste Punkt auf Monjuic war und er dort das Träumen versuchen wollte. So wie Mama es gesagt hatte. „Wie kann man nur als echter Katalane je einen Fuß in dieses Gebäude setzen wollen?“, fragte Papa erbost mehr sich selbst als Xavi. „Abreißen sollte man es.“

Das Castell de Montjuic wurde in der Zeit der Franco-Diktatur als Gefängnis für Regimegegner verwendet. Hier waren hunderte Katalanen getötet worden, weil Franco nicht nur Gegner seiner Ideologie, sondern auch alles Katalanische selbst ausrotten wollte. Zu dieser Zeit durfte nur Spanisch, nicht Katalanisch gesprochen werden. Eine Unterdrückung deren Erinnerung sich bis heute in die Gedächtnisse der Menschen eingegraben hatte.

Mama legte die Hand auf Papas behaarten Unterarm, um ihn zu besänftigen. „Er versteht das einfach noch nicht.“ Noch eine Zeit lang genossen sie die Aussicht ohne etwas zu sagen. Allmählich langweilte sich Xavi aber. Irgendwann fing Mama an mit Papa zu reden. Sie schien unsicher, denn sie sprach sehr leise. Trotzdem fiel Xavi ihr bestimmter Ton auf: „Gestern ist die Rechnung für Xavis Kindergarten gekommen.“ In diesem Moment erreichte sie der Schatten eines Baumes, den die nun tieferstehende Sonne warf. Mama nahm ihre Sonnenbrille trotzdem nicht ab, sondern fuhr fort: „Ich weiß nicht, wie wir das in Zukunft bezahlen sollen.“

Papa schnaubte: „Hättest du ihn eben nicht in einen privaten Kindergarten gesteckt.“ Mamas Stimme wurde lauter als sie entgegnete: „Du weißt genau, dass es in Barcelona zu wenig öffentliche Kindergartenplätze gibt. Wir haben nur die Möglichkeit von privaten Anstalten genommen zu werden.“ Dann schwiegen beide für einen Moment. Papa blickte nun doch auf Barcelona und das Meer. Mama dagegen starrte zu Boden.

„Ich hatte gestern ein Vorstellungsgespräch in einer peluquería, nicht weit von Xavis Kindergarten. Die Bezahlung

ist gut und ich kann ab Montag anfangen.“

Es wurde laut. Viel lauter als das letzte Mal. Bevor Xavi es nicht mehr aushalten konnte, rannte er los. Seine Eltern merkten es nicht. Xavi rannte die Carretera de Montjuic hinauf. Er kannte den Weg. Er war ihn schon tausendmal mit seinen Eltern gegangen. Nur hatte er ihn nicht so lang und steil in Erinnerung. Einige Male musste er pausieren, weil seine Seite schmerzte, aber nach etwas, das ihm vorkam wie eine halbe Ewigkeit sah Xavi das Castell de Montjuic. Einige Touristen fotografierten. Gerade eben war ein Waggon der teleféric angekommen. Eine Seilbahn, für die die Touristen viel Geld bezahlten, um sich nicht bewegen zu müssen, sagte Papa immer.

Xavi betrat die steinerne Burg über eine kleine Hängebrücke aus Holz, auf der ebenfalls einige Touristen standen. Niemand schenkte ihm Beachtung. Über eine rutschige Steigung gelangte er wieder ins Freie. Bald würde er endlich einen Traum haben. Endlich träumen. In großer Vorfreude lief Xavi zu einer der beiden Frontmauern. Zu der, auf der die katalanische Flagge, rot-gelb gestreift als Symbol der Freiheit, stand.

Mit großer Mühe schaffte es Xavi auf die dicke Außenmauer zu klettern. Diese war ungefähr eineinhalb Meter breit. Nun stand er am höchsten Punkt der Montjuic. Die katalanische Flagge gleich neben ihm, den Blick nach oben auf die Wolken gerichtet. Keiner schenkte ihm Beachtung. Xavi schloss die Augen.

„XAVI! Komm da runter!“

Als Xavi sich umdrehte, kamen seine Eltern auf ihn zugerannt. Auch die anderen Menschen auf dem Castell

bemerkten nun den kleinen Jungen auf der Mauer. Xavi wollte seine Eltern gerade beruhigen. Sagen, dass alles in Ordnung sei und er nur endlich träumen wolle.

Es wurde dunkel. Die Sonne ging unter. In der Dämmerung war es schwer die Leute zu erkennen. Da nahm Mama die dunkle Sonnenbrille ab. Dann ging alles sehr schnell.

Xavi erkannte seine schöne Mama nicht wieder. Ihre Augen blutunterlaufen, die Lider blau geschwollen, ein blutiges Cut knapp unterhalb der Augenbraue. Xavi erschrak so heftig, dass er einen Schritt zurück machte. Einen Schritt zu viel. Er stolperte. Fiel.

Das nächste, was Xavi wahrnahm, war ein beißend süßlicher Geruch, den er nicht einordnen konnte. Durch seine geschlossenen Lider drang grelles, weißes Licht. Seine Kehle fühlte sich trocken an. Mühevoll öffnete Xavi die Augen. Für einen Moment wurde er von dem grellen Licht geblendet. Erst nach einiger Zeit gewöhnten sich seine Augen an die Helligkeit.

Er lag in einem fremden Bett. Das Zimmer war klein. Die Wand gegenüber in sanftem Grün gestrichen. Xavi drehte den Kopf langsam nach rechts, spürte einen dumpfen Schmerz im Nacken. Mama saß neben dem Bett. Sie lächelte ihn an. Erleichterung und Freude standen ihr ins Gesicht geschrieben.

Und auch Xavi lächelte. Denn Mama sah so hübsch aus wie immer. Ihre Augen waren nicht geschwollen, blau oder blutunterlaufen. Sie war nicht einmal dunkel geschminkt. Xavi war sich sicher einfach schlecht geträumt zu haben. Nachdem der Arzt da war, ihn untersucht hatte und ihm Medikamente zum Schlafen verabreicht hatte, waren er

und Mama wieder alleine in dem kleinen Zimmer. Mama nahm Xavis schwarz-grauen Traumfänger vom Nachttisch und wollte ihn ihm um den Hals hängen. Xavi schüttelte mühevoll den Kopf und flüsterte, da er nicht lauter sprechen konnte: „Der Traumfänger funktioniert nicht. Er ist zu klein. Die schlechten Träume können einfach an ihm vorbei.“ Xavi schluckte schwer. Er fühlte sich sehr, sehr müde, fügte aber bevor er einschlief noch an: „Ich glaube, ich will auch gar nicht träumen.“

FOTOGRAFIE

TRAUER, TRAUM, ANGST

ELIAS DUDA
15 / REDLHAM

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 14-17





SCHWESTERN

RENATE NITSREK
20 / LINZ

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

„Am Anfang war die Schwester.“
Johannes 1,1

„Eine Schwester ist,
wer (dich kennt und) trotzdem lacht.“
Otto Julius Bierbaum

„Eine Schwester erinnert dich an die schräge Melodie
deines Herzens, wenn du sie vergessen hast.“
Wolfgang Amadeus Mozart

„Eine Schwester ist wie ein Badmintonball:
federleicht und stromlinienförmig.“
Marc Zwiebler, begnadeter Badmintonspieler

„Lieber Papa“, Evi spricht,
„eines nur versteh` ich nicht:
dass statt Fritz und Willi ihr
nicht zwei Schwestern schenktet mir.“
aus „Papa Moll, Band 4“,
„Man soll die Schwestern feiern, wie sie fallen.“
(Schweizer Redensart)

„Eine Schwester ist wie Honig: süß, klebrig
und von unbeschreiblicher Konsistenz.“
Gerhard Spreizer, Imker

„Es gibt einen einzigen anderen Hund, den
der Pitbullterrier von sich aus NICHT angreift:
seine Schwester.“
Ralf Knorsp, Hundezüchter

„Ist dir eine Schwester geboren
So hast du nur gewonnen und nichts verloren“

Mühlviertler Bauernweisheit

„Man braucht im Leben nicht viele Freunde,
wenn man Geld und eine Schwester
zur Verfügung stehen hat.“

Dagobert Duck

„Und wenn ich, äh, mir ansehe, äh, wie die Schwestern
hier in Niederbayern miteinander
umgehen... dann muss, dann kann, äh, dann
kann ich eigentlich nur den Hut ziehen!“

Edmund Stoiber

„Soror Mea est magnum et mirabile“
(„meine Schwester ist großartig und wunderbar“)

Julius Caesar

„Eine Schwester ist wie eine Uhr: nimmt man
die Batterie heraus, so bleibt die Zeit stehen.“
Albert Einstein im Sinne der Relativitätstheorie

„Yes, she can!“

Barack Obama über seine Schwester

„Und die Moral von der Geschicht':
ganz ohne Schwester geht es nicht.“

Wilhelm Busch

FOTOGRAFIE

VERRÜCKT DASS FALLEN WIE FLIEGEN IST, WONDERLAND

LAURA ROTH
17 / EINÖDE

LOBENDE ERWÄHNUNG FOTOGRAFIE 14-17





WANDERLUST

ANNEMARIE ANDRE
20 / WAIDHOFEN AN DER YBBS

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 18-25

Eins zwei drei vier fünf sechs sieben ein Hut, ein Stock,
ein Damenunterrock. Und eins zwei drei vier fünf
sechs sieben. Als ob wir in den Krieg ziehen würden mit
zwei Rucksäcken und nur zwei Leuten in der Hand einen
Wanderstock.

Eins zwei drei vier aufgestanden. Eins zwei drei vier fünf
Zug genommen. Im Frühtau zu Berge wir zieh'n wallera.
Wir wandern. Ohne Sorgen?

Sechs sieben wär'n zu viel, doch zwei zu wenig. Familien-
ausflug zu zweit ist einer zu wenig.

Rot die Füße und Ohren. Vom Marschieren, Wandern, zu
viel hören und gehen. Ein Runterschlucken, flüchten, lau-
fen und weiterdrehen. Über sieben Almen sollst du geh'n,
dann wirst du deinen Vater wiedersehen. Mama, und wenn
er nicht da ist? Wer? Mein Vater. Noch sind wir nicht oben.
Ein Ausweichen, rot werden und verstecken. Ein Nägel-
kauen, schweigen und vermissen. Mama, ich hab` eine
Wimper. Du darfst dir was wünschen. Die Straße ist zu
lang fürs Tempelhüpfen. Zu viel Asphalt für Mamas Füße.

Wir springen über tote Frösche und Igel. Wie viel davon hat Vater überfahren. Hör auf zu behaupten die Igel hätten bestimmt die Reifen aufgeplatzt. Ich bin kein Kind.

Zu lang ist die Straße für eins zwei drei vier fünf sechs sieben. Die Füße tun weh, aber Blasen habe ich nicht. Blasen bekomme ich nicht und deshalb wird nie jemand wissen, wie sehr mir die Füße wehtun. Und Mama glaubt mir halt, weil sie mir glauben muss. Weil sie mein Opferlamm ist und sich hat schlachten lassen für mein Leben, das niemand sonst wollte.

Du bist nicht bei ihm geblieben und hast gehofft, er kommt zu dir. Einmal kam er dann auch, weil du gebettelt hast. Nur meinetwegen hast du uns ihm aufgedrängt. Weil ein kleines Kind doch wissen darf, wer sein Vater ist.

So klein war ich, dass ich nur die Füße gesehen hab. Ich weiß also, wie die Füße meines Vaters aussehen, während sie sich einmal im Kreis drehen und sich vorführen. Seht, hier bin ich. Seht, dahin bin ich.

Eins, zwei, drei Jahre später. Er ist nicht zurück. Hat jeder gewusst und auch daran geglaubt. Mama wollte es nicht wissen und hat daran geglaubt. Sie fährt nicht mehr hin. Sie hat genug gebettelt. Vergessen üben und wen neuen. Man kann nicht vergessen, wenn man nicht umzieht.

Fluchtartig verlassen war nicht drin. Ist nicht drin. Da ist nur die Verantwortung. Und da sind die Füße, da ist der Gang. Und schon steht er vor uns. Er kann gar nicht mehr ausweichen, er hat uns zu spät gesehen und konnte nicht zurück. Hochschauen und wegschauen und nicht wissen wohin schauen.

Die Einladung. Mamas Augen blitzen auf, bis sie sich daran erinnert, dass es zu spät ist. Eine Mitleidseinladung. Für das kleine Kind, das hochschaut und hochschaut, aber doch nichts sieht. Und gewartet hat, nicht so lang wie die Mama, aber von Anfang an gewartet hat.

Deshalb marschieren wir. Damit das Warten ein Ende hat. Wir oben ankommen werden und ein Foto gemacht wird. Verschwitzt und fertig, aber posiert wird. Verlogen, verschissen freundlich, für die Verwandten. Für die Nachfahren, damit es auch jeder weiß. Aber niemand sieht die Blasen. Niemand den Gesichtsausdruck meiner Mutter. Wie sie da steht und sich die Brille zurechtrückt.

Eins, zwei Sekunden. Demütigung. Wer wir sind? Was wir wollen? Ob wir die neuen Hasen wollen? Friedensangebot. Mehr als eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Jahre. Sogar acht, neun. Für jedes Jahr einen Hasen. Die nimmt Mama nicht mehr. Sie hat schon mehr als einen Hasen

und eine Katze obendrein. Umschauen dürfen wir uns. Laufen, drehen und Tempelhüpfen über die Wiese. Alm runter und rauf. Wir werden beide katapultiert in die Parallelwelt, Leben 2.0.

Hätte er uns genommen, wäre es unser Leben 1.0. Alles besichtigen wir. Man muss doch erzählen können vom fast gehabten Leben. Ich sehe nur Mama im Leben 2.0. Ich weiß auch es würde ihr besser gefallen. Das fast gehabte Leben muss man besser finden.

Wir wandern nach Hause. Ich flüchte, Mama marschiert. Er war da. Aufgabe erfüllt. Kein Warten mehr, keine blitzenden Augen.

Eins, zwei finde ich zum ersten Mal genug. Da wo wir sind ist kein Platz für eine drei.

CHANGES

HELENE LEITNER
19 / GRÜNBACH

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 18-25



NEW MORNING

LENA GRUBER
14 / HÖRSCHING

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Der Vogel steuerte geradewegs auf das Fenster zu und ich hatte schon Angst, er würde dagegen krachen, aber wenige Zentimeter von der Scheibe und dem tödlichen Aufprall entfehrt bremste er abrupt ab und kam flatternd auf dem Fensterbrett auf. Er sah durch das staubige Glas ins Zimmer, betrachtete die verblichene fünfziger Jahre Tapete mit den vielen schwarz-weiß-Fotos, die darauf gepinnt waren, das übergroße Gusseisenbett mit der Patchworkdecke, das drei Viertel des Zimmers einnahm und das halbe Dutzend bunter, wild zusammengewürfelter Kissen, die darauf verstreut lagen.

Sein Blick fiel auf die altmodische Holzkommode, auf der eine Kolonie herruntergebrannter Kerzen (zehn Cent das Stück) und zwei leere Pralinschachteln lagen, schweifte über den Parkettboden und die vielen, achtlos darauf geworfenen Kleidungsstücke bis zu den hohen, wackligen Bücher- und CD-Stapeln, die an der Wand neben der Tür aufgereiht standen, weil es in der Wohnung nirgendwo

sonst Platz gab.

Der Vogel wetzte gedankenverloren seinen Schnabel an der Fensterscheibe. Vielleicht gefiel ihm ja sogar, was er sah. Vielleicht fand er die billige Zweizimmerwohnung über der Klavierstimmerwerkstatt im Zentrum von Paris ja sogar gemütlich. Er wusste ja nicht, dass sie nur das Schlafzimmer und eine winzig kleine Küche mit einem Wasser-, einem Gaskocher und einer Mikrowelle sowie einem zusammenklappbaren Tisch beinhaltete, den man erst aufklappen konnte, wenn man schon das Essen fertig hatte, weil man sonst nicht mal daneben stehen konnte. Der Vogel konnte nicht wissen, dass der Vermieter, der die Klavierstimmerwerkstatt im Erdgeschoss betrieb, oft stundenlang von acht bis zwölf Uhr Klavier spielte und dass nichts davon von den dünnen Wänden gedämpft wurde, sodass ich weder schlafen noch lernen konnte. Und er wusste auch nicht, dass ich mir eine Toilette, eine Dusche und ein Waschbecken, alles auf dem zugigen Gang, mit zwei anderen Untermietern teilen musste und das Wasser eine Ewigkeit brauchte, um warm zu werden, wir aber kein Wasser verschwenden wollten, aus Angst,

die Miete könne erhöht werden und so der erste immer kalt duschen musste.

Ja, der blöde Vogel wusste nichts von meinem Leben, einem Leben als verkanntes Genie, weil ich es nicht übers Herz brachte, mich umschulen zu lassen und so drei Nebenjobs brauchte um über die Runden zu kommen, während ich auf meinen großen Durchbruch wartete.

Ich stützte mich auf die Ellbogen und starrte den Vogel böse an. Er starrte zurück, machte aber leider keine Anstalten, wegzufliegen. Ich seufzte und schwang mich aus der angenehmen Wärme des Bettes.

Als ich in Richtung Fenster ging, flatterte der Vogel endlich von der Fensterbank uns ließ sich etwas entfernt auf einem Telefonkabel nieder. Ich öffnete das Fenster und sog die frische Morgenluft in mich ein. Die Sonne war schon vor einer Weile aufgegangen und unten auf der Straße war einiges los. Taxis, Autos und rote Doppelde-

ckerbusse fahren vorbei, Schulkinder rannten die Straße entlang und der eine oder andere streunende Hund schlich auch herum.

Ich schloss das Fenster wieder und hob ein paar Kleidungsstücke vom Boden auf: eine helle, verwaschene Jeans und eine beige Bluse, dazu Ballerinas in derselben Farbe und frische Unterwäsche mit Mickey-Mouse-Druck. Ich nahm alles mit, zusammen mit meinem rot gepunktetem Kulturbeutel und einem Handtuch. Am Gang war es so zugig und kalt wie immer. Der abgetretene, rote Teppichboden führte an drei Türen vorbei. Nummer 5, meiner Türe, Nummer 4, der Wohnung von Will, einem jungen, äußerst schüchternen Jurastudenten und Nummer 6, deren Bewohnerin eine etwas schräge Frau mittleren Alters war, die ständig irgendwelche streunende Hunde und Katzen bei sich aufnahm. Die beiden mussten schon im Bad gewesen sein, denn das Wasser war warm und ich konnte ungestört duschen, ohne dass jemand an die Türe hämmerte. Ich wusch mir die Haare und rubbelte sie, als ich fertig war, mit dem Handtuch trocken. Dann zog ich die Sachen an und putzte mir die Zähne.

Ich betrachtete mein Gesicht im Spiegel: Meine langen, rötlich braunen Haare lockten sich schon wieder und fielen mir über die Schultern. Ich hatte einen herbstlichen, hellbronzenen Teint und ein paar Sommersprossen auf den Wangen, eine sehr schmale Nase und volle, aber sehr

helle Lippen. Meine Augen waren hellbraun und standen ein wenig weiter auseinander, als bei den meisten Leuten. Wie alle Mitglieder meiner Familie, war ich sehr zierlich gebaut und hatte keine besonders weibliche Figur, wie es meine Mutter immer nannte. Überhaupt sah ich um eini- ges jünger aus, als zwanzig. Höchstens wie sechzehn.

Ich trug ein wenig goldenen Lidschatten auf und tuschte meine Wimpern gerade so viel, dass sie nicht verklebten, dann packte ich meine Sachen wieder zusammen und ging zurück in meine Wohnung. Im Küchenschrank fand ich zwei Scheiben Toast und Honig fürs Frühstück. Dazu machte ich mir einen Pfefferminztee.

Als ich fertig war, ging ich noch einmal ins Bad auf dem Gang, um mein Teller und das Besteck abzuspülen. Zurück in meiner Wohnung zeigte der Wecker auf meinem Nachttisch, dass es schon halb acht war. Ich hob meine geliebte Lederumhängetasche vom Boden auf, die schon mein Vater in der Oberstufe benutzt hatte und stopfte ein kurzes, schwarzes Kleid und schwarze Strumpfhosen hinein. Den dazu passenden Bowler setzte ich mir gleich auf, weil in der Tasche kein Platz mehr war, außer für meinen alten Mp3-player und meine Ohrhörer. Ich schlüpfte in einen roten Wollmantel mit großen, silbernen Schnallen und steckte den Wohnungstürschlüssel ein, nachdem ich abgesperrt hatte.

Ich lief den Gang entlang, über den roten Teppichboden und an der leicht verblassten Samttapete in der selben Farbe vorbei, die mich immer an das alte Theater erinnerte, in dem ich arbeitete.

Ich übersprang die drei letzten Stufen der Treppe und landete direkt im Ausstellungsraum von Monsieur Baffour's Klavierstimmerwerkstatt. Er selbst saß hinter einem antiken Schreibtisch und sah von seinem Buch auf, in das er gerade noch vertieft gewesen war, als er mich hörte.

// Mademoiselle
Lucy! Eine Freude, sie zu sehen, wie immer."

// Vielen
dank Monsieur, die Freude ist ganz auf meiner Seite!"

// Haben
sie einen schönen Tag und viel Glück!"

Ich lächelte ihn an und lief hinaus, mitten in die Geschäftigkeit eines Mittwoch Morgen in Paris.

FOTOGRAFIE

SMOKE IN THE WOODS

NATASCHA RAMMELMÜLLER
17 / LEONDING

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 14-17



NAMENLOSE GEGEND

SIMONE MÜLLER

18 / ST. PETER IN DER AU

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Wir rumpeln mit dem Auto über riesige Schlaglöcher
Am Straßenrand sehe ich kleine Häuser
Denen ich beim Zerfallen zusehen könnte
Die Gartenzäune bestehen aus den Begrenzungen
der Löcher
Davor Gehsteige aus Schutt
Verziert mit Zigarettenverpackungen und Bierdosen
Wir bleiben in einem ausgestorbenen Hotel
Das Einzige das im Garten keinen Felsen
Mit einer mysteriösen Höhle hat
Als ich spazieren gehe
Gelange ich zu einer morschen Holzbrücke
Davor ein vergilbtes Drei-Tonnen-Schild
Neben einer Stiege mit unregelmäßigen Stufen
Ist eine ausgedörrte Erdfläche
Mit vertrockneten Grassamen
Die nicht keimen
Im angrenzenden Garten steht ein Bunker
Seine Tür reicht mir bis zur Taille
Ein Mann mäht mit einer Motorsense den Garten
Hinter ihm ein abgemagerter Hund
Ich werde verwundert gemustert
Von einer alten Frau werde ich in ihr Haus gebeten
Fünf Quadratmeter
Ein Bett ein kleiner Herd
Kein Klo kein Tisch
An der Wand hängen Hochzeitsbilder
Die mich die einstmalige Schönheit der Frau
erahnen lassen
Auf der anderen Straßenseite hängt ein Schild
Nationalparkgebiet

FOTOGRAFIE

MEINE ZUKUNFT BESTIMMT DER ZUFALL

SARAH TRAXLER
17 / NEUMARKT

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 14-17



KLOPFENDES BLUT

JASMIN SCHMID
17 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Klopf, klopf, klopf. Meine Hand wird festgehalten. Ich spüre den Druck auf meiner Haut und gleichzeitig auch den auf meiner Seele. Klopf, klopf, klopf. Ein strenger Blick. Sie wollen mich nicht klopfen lassen. Ein kurzer Schlag auf meinen Handrücken, dann lassen sie mich wieder los. Klopf, klopf, klopf. Wenn sie mich anschreien, dann ist es zu laut in meinem Kopf. Ich höre ihre Stimmen, sie wollen nicht verschwinden, aber ich will sie nicht dahaben. „Schrei nicht so!“ Sie wollen, dass ich still bin. Ich will meinen Mund schließen, aber er bleibt offen. Ein schrilles und hohes Geräusch dringt hervor, ich atme tief ein. Endlich Erlösung. Sie halten mir den Mund zu, aber ich bin nicht still. Manchmal geben sie mir Tabletten, dann werde ich müde, und mein Mund macht sich endlich zu und kein Laut dringt mehr aus meinem Hals. Dann fühle ich mich, als würde ich hoch über der Erde schweben. Klopf, klopf, klopf. Heute gibt es keine Tabletten. Heute müssen sie durchhalten. Meine Eltern kommen zu Besuch, die wollen nicht sehen, dass ich Medizin bekomme. „Kein Wort über gestern“, sagen sie mir immer. Aber sie wissen, ich kann sie nicht verstehen. Sie stehen auf, wollen meine Eltern begrüßen. Ich will nicht, dass sie kommen. Ich glaube, sie wollen auch nicht kommen, aber sie denken, dass es richtig ist, das zu tun. „Wie geht es dir hier?“, fragen sie immer. Ich antworte nicht. Weil ich nicht mit ihnen rede. Ich weiß nicht, ob ich sprechen kann, ich habe es nicht versucht. Früher habe ich bei ihnen gewohnt, aber jetzt nicht mehr. Mir ist das egal, ich werde nirgends verstanden. Das sagen sie mir immer. Sie sagen, ich bin nicht normal. Ich kann auch nicht normal werden. Immer wieder kommen Leute mit weißem

Gewand, die untersuchen mich. Sie machen Tests mit mir, sie machen Bilder von meinem Gehirn. Sie wollen, dass ich mit ihnen rede, aber ich spreche nicht. Schon gar nicht mit ihnen. Als ich angekommen bin, da hat ein anderes Mädchen in meinem Zimmer gewohnt. Ich mochte sie. Sie hatte langes, blondes Haar und sie hat am Abend immer gesungen. Ich weiß nicht, warum sie sie weggebracht haben. Sie kamen in der Nacht, luden sie auf eine Trage und brachten sie nie wieder zurück. Ob sie weggehen wollte? Am Abend davor hatte sie mich wütend gemacht, und ich hatte in der Nacht mit einem Messer auf ihre liebste Puppe eingestochen. Ob sie deshalb gegangen war? Die Leute kamen zurück, jetzt nahmen sie mich mit. Sie brachten mich in einen Raum mit viel zu hellem, weißem Licht. Klopf, klopf, klopf. Mein Blick fiel auf meine Hände. Sie waren rot. Warmes, rotes Blut versperrte mir die Sicht auf meine Haut, verklebte meine Augen. Woher kam das Blut? Ich erinnerte mich an die Puppe. Das Blut war aus ihrem Hals geflossen, aus ihrem Mund, von überall her. Konnten Puppen bluten? Das hatte mir niemand erzählt. Sie sprachen mit mir, aber ich nicht mit ihnen. „Warum hast du das gemacht?“ Klopf, klopf, klopf. Das Blut auf meinen Handflächen veränderte den Klang, machte ihn irgendwie weicher, ein bisschen

schöner. Ich lächelte. Ich sah ihnen ins Gesicht und lächelte, wie ich noch nie gelächelt hatte. Und dann lachte ich. Klopf, klopf, klopf. Nebel legte sich über meine Erinnerung. Später brachten sie mich zurück in mein Zimmer. Sie hatten meine Sachen durchsucht, meine Scheren und meine Stifte mitgenommen. Ich sah mich im Raum um. Mein Blick blieb auf einer Puppe heften. Sie hatte langes, blondes Haar und wenn man an einer Schnur auf ihrem Rücken zog, dann konnte sie singen. Etwas stimmte nicht. Die Puppe musste kaputt sein, aber das war sie nicht. Ein langer, tiefer Schnitt müsste sich direkt unter ihrem Hals befinden. Ihre Augen dürften nicht so lebendig aussehen, sondern leblos auf die Decke starren. Ihr Mund sollte nicht zu einem leichten Lächeln verzerrt sein, sondern voll stummem Schreck zu einem lauten Schrei geöffnet. Ich hatte sie nicht so liegen gelassen. Ich hatte ihre Hände gefaltet, vor ihrem Bauch. Aber jetzt waren ihre Arme weit ausgesteckt, auf die Seite, und hingen halb aus dem Bett. Ich hörte, wie die Tür ins Schloss fiel. Klick, klick, klick. Sie schlossen mich ein. Das machten sie immer, aber etwas war anders. Normalerweise war es ein Klick, jetzt drei. Ich wusste nicht warum, wollte es auch nicht wissen. Ich legte mich in mein Bett, es war ein schöner Vormittag. Die Sonne schien, zum Mittagessen

würde es Kartoffeln geben und wenn Lisa nicht zurückkam, dann könnte ich ihre Puppe behalten. Klopf, klopf, klopf. Sie hatten meine Hände gewaschen. Ich vermisste den Klang des Blutes, als meine Hände gegen das Holz schlugen. Am Nachmittag kamen meine Eltern. Sie sahen mich komisch an, anders als sonst. So hatten sie meinen Hund angesehen, als er einen Hasen getötet hatte. „Warum hast du das gemacht? Wie konnte nur so etwas aus dir werden.“ Ich verstand nicht, was sie meinten. „Sie hat dir doch gar nichts getan.“ Ging es um die Puppe? Ich ging hinüber zu dem anderen Bett, hob sie hoch und brachte ihnen den Beweis meiner Unschuld. Der Puppe ging es doch gut, oder? Mein Vater schüttelte den Kopf, meine Mutter schluchzte in ein Taschentuch. Wie sollte ich sie denn verstehen, wenn sie sich so merkwürdig benahmen? Ich hatte nichts getan, der Puppe ging es gut. Sie ließen mich nicht mehr alleine, außer in meinem Zimmer. Wenn ich essen ging, dann saß eine Frau neben mir. Ich wusste nicht warum, aber die anderen Kinder sahen mich immer so komisch an. So, wie der Hase ausgesehen hatte, als mein Hund hinter ihm hergelaufen war. Hatten sie Angst um ihre Puppen? Ich war froh, dass sie nicht mehr zu mir kamen um mit mir zu spielen. Ich hatte ja Lisas Puppe, sie hatte sie sich bis jetzt noch nicht zurückgeholt. Meine Eltern kommen seltener als früher, manchmal auch mit meinen Großeltern und meinem Bruder. Sie sehen alle aus wie Hasen. Klopf, klopf, klopf. Der Klang von Holz ist schön. Vielleicht eigentlich sogar besser als der von Blut. Klopf, klopf, klopf. Auch wenn sie mich nicht verstehen können, und ich sie nicht, weiß ich, dass ich alles lieber hätte, als hier sein zu müssen. Ich darf hier

nicht mehr weg, haben sie gesagt. Ich hätte jemandem das Leben genommen. Sie sagten nicht, was das heißt, aber es klingt, als sollte man es nicht machen. Klopf, klopf, klopf. Ich wünschte, sie hätten es mir früher erzählt, dann hätte ich versucht, es nicht zu tun. Ich gehe mit meiner Aufpasserin über das Gelände, sie sagt, dass frische Luft wichtig ist. Mein Blick fällt auf einen Spielplatz voll mit Steinen. Neben den Steinen liegen Blumen und auf den Steinen erkenne ich Zeichen, die sie Schrift nennen. Sie haben mir beigebracht zu lesen. Lisa steht da ruhe in Frieden. Aus Filmen weiß ich, was das heißt. Ich fange an zu zittern, in meinem Bauch wird es unendlich warm. „Was hast du getan“, höre ich sie wieder sagen, wie an diesem schrecklichen Tag, von dem mir plötzlich alles einfällt. Was habe ich getan? Klopf, klopf, klopf. Das Geräusch des Blutes fehlt. Ich springe aus dem Fenster, es ist nur zwei Meter hoch, schleiche in die Küche und klettere wieder hinein. Silber glänzt das Messer in meiner Hand. Klopf, klopf, klopf. Ein letztes Mal noch klopfen ohne Blut. Ich schleiche zu der Puppe, die jetzt mir gehört, und steche noch einmal auf sie ein. Blut fließt aus ihrem Hals, aus ihrem Mund, von überall her. Ich fühle ihre Schmerzen, die Schmerzen der Puppe. Blut hindert mich am Atmen, alles wird rot. Ich töte die Puppe, ich töte mich. Die Puppe beginnt zu weinen und weiß, dass sie jetzt dort hinkommen wird, wo sie hingehört. Dann hebt sie ein letztes Mal ihre Hand, um dem Klang des Blutes zu lauschen. Klopf, klopf, klopf.

FOTOGRAFIE

HOLD ON

ELIAS GROSS
17 / REDLHAM

LOBENDE ERWÄHNUNG AK FOTOGRAFIE 14-17



BY ELIAS GROSS

ALL DIE TOTEN DICHTER

LAURA ERNST
16 / KREMSMÜNSTER

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

All die toten dichter
mit ihren toten gedichten.
mit ihren toten gefühlen
die noch immer niemand versteht.
mit ihrer art
ihre tote seele auf papier zu bringen.

ICH UND DER SCHWEINEHUND

MAXIMILIAN HOFBAUER
17 / UNTERWEISSENBACH

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Die Bezeichnung innerer Schweinehund umschreibt – oft als Vorwurf – die Allegorie der Willensschwäche, die eine Person daran hindert, unangenehme Tätigkeiten auszuführen, die entweder als ethisch geboten gesehen werden (z. B. Probleme anzugehen, sich einer Gefahr auszusetzen etc.), oder die für die jeweilige Person sinnvoll erscheinen (z. B. eine Diät einzuhalten).

Meist ist von der Überwindung des inneren Schweinehundes die Rede, um zu verdeutlichen, dass für die Erledigung einer bestimmten Aufgabe keine persönliche Neigung ausschlaggebend ist, sondern Selbstdisziplin. Dieser Zusammenhang deutet auch eine Sichtweise an, der zufolge letztlich jedem ein innerer Schweinehund innewohnt und der Makel erst darin besteht, dieser Unlust nachzugeben.

Quelle: de.wikipedia.org/wiki/Innerer_Schweinehund

Montagabend. Ich wartete alleine im Finstern, ein paar Kilometer von der Autobahnauffahrt entfernt an der Bushaltestelle und fluchte leise. Ich starrte auf die Zeiger

meiner Uhr, die in einem gespenstischen grünlich-weißen Farbton leuchteten und mir zeigten, dass der Bus nun schon fünf Minuten zu spät war. An mir rasten unzählige Autos jede Minute vorüber. Der Wind piff über's Land und zerzauste mein Haar.

Mit der linken Hand hielt ich die Kopfplatte meines Buses, der in eine schwarze Tasche gehüllt war. Mir war langweilig, also begann ich sämtliche Steine, die in der Reichweite meines rechten Fußes lagen auf die Mitte der Straße zu kicken. Ich schaffte es einen Stein auf eine der weißen Linien auf der Mitte der Fahrbahn zu treten, doch kurz darauf schleuderte ihn ein vorbeidonnernder Lastwagen auf die andere Seite der Straße. Ich hielt mir die rechte Hand vors Gesicht um den Druck des folgenden Windstoßes abzufangen.

Neben mir erschien eine hünenhafte Gestalt wie aus dem Nichts. Aus der Entfernung hätte man die breit gebaute Statur mit der eines Menschen verwechseln können, aber ich wusste es besser.

Unnatürlich stark beharrte Arme und Beine, Pfoten statt Hände und an der Stelle von Füßen Hufe. Dort wo der Kopf sein sollte thronte das Haupt eines Schweines. Mein Schweinehund war angekommen.

„Du kommst recht spät“, bemerkte ich nüchtern mit ernster Miene. Innerlich lachte ich aber, weil ich an „der Herr der Ringe“ denken musste. Der Schweinehund stierte ins schwarze Nichts und griff meine Anspielung auf: „Meinesgleichen kommt nie zu spät. Wir treffen immer genau dann ein, wenn wir es für richtig halten.“ Wir mussten beide lachen.

In diesem Moment hielt der Bus vor uns an der Haltestelle. „Schau!“, sagte der Schweinehund, „Was habe ich gesagt?“ Einen Moment lang starrte ich noch in sein grinsendes Gesicht, dann stieg ich ein. Ich zeigte dem Fahrer meine Jahreskarte und setzte mich auf einen freien Sitz. Der Schweinehund blieb ungesehen und ungehört auf dem freien Gang stehen, der den Bus in zwei Hälften teilte, ohne sich irgendwo festzuhalten.

Ich dachte daran wie der Schweinehund vorhin „Meinesgleichen“ sagte. Gab es noch mehr von Ihnen? Wenn ja, konnte noch ein anderer Mensch außer mir einen von ihnen sehen? Hatte jeder von uns so einen unmenschlich-menschlichen Begleiter, über den er kein Wort verlor?

Der Bus hielt und ich stieg hinaus auf den von Straßenlaternen beschienenen Gehsteig. Ich zögerte nicht und schlug

sofort den Weg Richtung Musikschule ein. Der Schweinehund folgte dicht hinter mir. Der Schweinehund war mein Schatten in der Nacht.

Im Probenraum angelangt, hängte ich meinen Mantel auf den Kleiderständer. Der Schweinehund behielt den seinen an. Er legte ihn nie ab. Zumindest hatte ich ihn noch nie ohne seinen schwarzen Ledermantel gesehen.

Ich stimmte meinen Bass und schloss ihn an den Verstärker an. Der Schweinehund legte sich auf den Flügel und grunzte zufrieden. Ich begann Skalen auf- und abwärts zu spielen.

Nach und nach trafen auch die anderen Bandmitglieder ein. Wir probten Song für Song durch und der Schweinehund applaudierte jedes Mal wild, wenn wir endeten. Es klang komisch, wenn er mit seinen Pfoten klatschte.

Der Schweinehund ging quer durch den Raum während Notenblätter herumgereicht wurden und machte es sich auf meinen Verstärker bequem. Zu jedem Song grölte er lauthals den Text mit.

Der letzte Song. Ich verspielte mich furchtbar. Mein Gesichtsausdruck verhärtete sich.

Der Schweinehund sagte einmal, dass auf jeden meiner Fehler zwei Blicke folgten: Der „Serienkiller-Blick“ und der „der-verlorene-Dackel-Blick“. So hatte zumindest er sie getauft.

Ich würde zuerst todernst schauen, wie wenn ich am liebsten jemandem den Hals umdrehen möchte, hatte er gemeint, und danach würde ich mich entschuldigend und leicht verwirrt umsehen.

„Wie ein verirrter Hund!“, hatte er gegrölt und anschlie-

ßend lauthals gelacht.

Dienstagnachmittag. Ich trommelte mit beiden Fäusten auf den Tisch. Neben mir ein halbleeres Glas Orangensaft, vor mir eine Tastatur und ein Monitor, der ein leeres Word-Dokument mit dem Titel „Faust – Stichwörter“ anzeigte. Durch das Erzittern der Schreibtischplatte setzten sich Monitor und Orangensaftglas samt Inhalt in Bewegung.

Ich hielt inne, ließ die Fäuste auf der Tischplatte ruhen. Ich wartete bis der Orangensaft sich beruhigte, bis ich keine Bewegung der gelben Oberfläche mehr wahrnehmen konnte. Dann öffnete ich meine linke Faust, griff das mit einem Karo-Muster verzierte Glas und kippte den Inhalt mit geschlossenen Augen in mich hinein. Ein paar Sekunden lang genoss ich den süßen Geschmack und das säuerliche Kitzeln auf der Zunge und schauderte kurz darauf, als sich in mir das Gefühl, etwas Kaltes würde von meiner Brust in meinen Magen laufen, breit machte.

Ich stellte das leere Glas mit übertrieben viel Schwung neben die Tastatur. Das Geräusch ließ mich aufschrecken. Seit über zwei Stunden habe ich nicht mehr als das Surren des PCs und den Klang der Stimmen in meinem Kopf vernommen.

Ich bildete mit der linken Hand wieder eine Faust. Meine rechte Faust hatte ich während des Orangensafttrinkens gar nicht geöffnet. Ich wippte mit meinen Fäusten auf der Tischplatte hin und her. Zwischen ihnen lag ein kleines Reclam-Buch mit abgewetzten Buchrücken, gehüllt in einen Mantel in Orangensaftgelb, auf dem ein kleiner Kaf-

feefleck thronte.

Zwischen meinen Fäusten lag Faust – Der Tragödie erster Teil. Goethes Werk und Schillers Beitrag. Ich beugte mich vor, legte meine Ellbogen auf die Tischkante und bettete mein Kinn auf meine übereinanderliegenden Handrücken.

Es dauerte zwei Absätze, bis ich die Konzentration verlor. Nach dem dritten Absatz wusste ich nicht mehr, was ich in den beiden davor gelesen hatte. Eigentlich war ich ein guter Leser, der sich den Inhalt von Gedrucktem lange merken konnte, aber mein Gehirn war mit Faust anscheinend überfordert.

Seit einer gefühlten Ewigkeit ließ ich meine vor Müdigkeit schmerzenden Augen über die Zeilen gleiten und trotzdem war ich erst auf Seite 27. Manche Passagen musste ich zwei-, dreimal lesen bis sich mein Denkkapparat endlich den Inhalt merken konnte.

Um 17 Uhr 46 reichte es mir. Ich warf den Kopf in den Nacken und brüllte mit den Worten „Das interessiert doch kein Schwein!“ die Decke an.

„Pass auf was du sagst!“, ertönte eine dumpfe Stimme hinter mir. Der Tonfall war weder anklagend noch drohend, nein – in dem Klang lag eine Art von Belanglosigkeit, die den gewünschten Ausdruck beinahe entkräftigte. Ich überlegte, warum die Stimme so leblos klang. Wem sie gehörte, war mir bereits klar.

Ich stieß mich leicht von der Schreibtischkante ab und machte eine Vierteldrehung nach links und blickte in große runde Augen, die beinahe aus ihren Höhlen zu quellen schienen.

„Ach, du bist es“, sagte ich und tat als wäre ich erstaunt. Auf meinem Bett kniete der Schweinehund. Das Hinterteil saß auf den Hufen, was ziemlich unbequem aussah und die Pfoten hatte er zum Stützen des Oberkörpers auf die Oberschenkel gepresst. Die Schweinsschnauze und die abstehenden Ohren zuckten erregt.

Ich hatte keine Lust mich auf eine Diskussion mit dem Schweinehund einzulassen, also drehte ich mich um und tat so, als ob ich weiterlesen würde und wunderte mich, wie lange er schon dort gesessen hatte. Knapp zwei Minuten lang herrschte wieder Stille in meinem Zimmer, dann fragte ich ihn, was mit seiner Stimme los war. Vorhin hatte er geklungen, als ob er krank wäre.

Als er nicht antwortete, verdrehte ich den Kopf und blickte über meine linke Schulter zurück zu ihm. Er saß noch immer in derselben Haltung wie vorher. Es schien, als ob er sich keinen Millimeter bewegt hatte. Auf eine bizarre Art und Weise musste ich an Buddha denken.

Er lehnte den Oberkörper leicht zurück und deutete mit einer seiner Pfoten auf meinen Kopf.

Es dauerte einen Moment, bis ich kapierte, dass ich meine Kopfhörer aufhatte. Ich setzte sie ab – nicht zwecks Musik, nur zur Abwehr unerwünschter Geräusche hatte ich sie aufgesetzt, aber gegen einen Schweinehund können selbst Studiokopfhörer nichts ausrichten.

Ich drehte mich wieder zu ihm um.

„Sag mal, seit wann stört es dich, wenn jemand Schwein sagt“, fragte ich.

„Du hast es als Schimpfwort benutzt“, gab er plump zurück und mit einem spöttischen Grinsen fügte er hinzu:

„Du beleidigst meine Familie.“ „Familie“, sagte ich mehr zu mir selbst als zu ihm.

„Außer deiner hässlichen Visage und der Hufe hast du ja herzlich wenig mit ihnen gemeinsam“, witzelte ich, woraufhin er mit einem kehligen Lachen antwortete.

Ich drehte mich zum Bildschirm, schloss das leere Word-Dokument und gab anschließend facebook.com in die Adresszeile meines Browsers ein.

„Solltest du nicht eigentlich weiterlesen?“, fragte der Schweinehund.

Ich antwortete nicht und scrollte durch die neuen Posts. Als ich erkannte, dass nur der übliche Schwachsinn los war, machte ich das Fenster zu und stand auf. Dabei schob ich mit meinen Kniekehlen meinen Bürostuhl zurück. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und streckte meinen rechten Arm senkrecht nach oben, bis ich die Decke streifte. Danach umschloss ich mit meiner linken Hand mein rechtes Handgelenk und wiegte meinen Oberkörper sacht von links nach rechts.

Ich nahm das Reclam-Buch in die linke Hand und blätterte mit der Rechten solange, bis ich die Stelle fand, die ich suchte. Dann drehte ich mich zum Schweinehund um, räusperte mich zweimal und begann vorzulesen: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie! Durchaus studiert, mit heißem Bemühn...“

Ich stolzierte mit zusammengepressten Schulterblättern in meinem Zimmer auf und ab, während ich mit meiner freien Hand wild gestikuliert und übertrieben laut den Text rezitierte.

„Ich präsentiere Euch, dem Schweinehund, Goethes Faust – der Tragödie erste Parodie“ dachte ich mir und glaubte, dass ich als Komödiant gar nicht so schlecht wäre. Zirka zehn Zeilen brauchte es, bis dass das beständige Kichern des Schweinehundes sich zu einem hysterischen Lachen entwickelte. Danach schaffte ich nur noch zwei Zeilen ehe ich in sein Gelächter mit einstimme.

Das Zimmer wurde erfüllt von unserem schallenden Lachen.

Als wir uns allmählich von unserem Lachkrampf beruhigt hatten, begann der Schweinehund wild mit seinen Pfoten zu klatschen und rief abwechselnd „Bravo!“ und „Bravissimo!“ Ich legte den Rücken meiner linken Hand auf mein Rückgrat und presste die Innenfläche meiner rechten Hand auf meinen Bauch und verneigte mich breit grinsend mehrmals vor dem Schweinehund, ehe ich mich neben ihn aufs Bett fallen ließ.

Wir starrten gemeinsam hinauf zur Decke und schwiegen ein paar Augenblicke lang. Danach richtete ich meinen Oberkörper auf und stierte auf den Kaffeefleck auf dem Einband des Buches, das jetzt auf meinem Schoß lag. „Warum muss ich den Schmarrn auch lesen“, fragte ich laut. Der Schweinehund hob den Kopf von der Matratze ab und drehte ihn in meine Richtung. „Auf welcher Seite bist du denn jetzt?“

„Siebenundzwanzig“, antwortete ich mit säuerlichem Beigeschmack auf den Lippen. „Na dann hast du ja noch das Beste vor dir.“, antwortete der Schweinehund grinsend, „Findest du unseren Doktor Faust nicht auch interessant?“ „Ich weiß nicht was an einem manisch depressiven,

mittelalterlichen Genie, das Geister beschwört und sich selbst um die Ecke bringen will, so interessant sein soll.“ Nüchtern betrachtet, spiegelte der letzte Satz das genaue Bild wider, das ich von Faust hatte.

„Glaub mir, wenn du so viele Menschen kennen würdest wie ich, fändest du auch nur die Genialen und Wahnsinnigen interessant. An all die anderen erinnert ihr Menschen euch doch auch nicht.“

Mit diesen Worten ging der Schweinehund zu dem Stapel mit Schulbüchern auf dem Regal, welches über den Schreibtisch hing, griff nach dem Geschichtsbuch und warf es mir zu.

„Zeige mir eine Person in diesem Buch...“, der Schweinehund machte eine Pause und begann zu grinsen, „...die nicht wahnsinnig oder genial ist.“

Ich starrte den Schweinehund mit offenem Mund an. Sah, dass er selbst Wahnsinn und Genialität gesehen hatte. Sah, dass auch in seinen Augen Wahnsinn und Genialität funkelten. Ich begann in dem Geschichtsbuch zu blättern nur um seinem faszinierend – beängstigenden Blick zu entkommen. Er hatte Recht. Nur Wahnsinn und Genialität brennt sich in unsere Köpfe ein.

Sekundenlang spürte ich seinen stechenden, bohrenden, beißenden Blick auf mir ruhen. Ich wagte nicht mich zu bewegen.

Dann erklang seine Stimme in meinem Kopf: „Nichts liegt so nah beieinander wie Wahnsinn und Genie. Ein Genie hat eine große Portion Wahnsinn in sich und in jedem Wahnsinnigen steckt ein Funken Genie.“ Ich zuckte bei jedem „Genie“ und „Wahnsinn“ aus seinem Mund zusam-

men. Die Art und Weise wie er diese Worte aussprach, jagte mir kalte Schauer über den Rücken.

„Ach ja, bevor ich es vergesse“, begann der Schweinehund: „Hast du schon die Stelle mit dem Pudel gelesen?“

„Nein, wieso? Gehört der etwa auch zu deiner Familie?“ Ich versuchte mit dieser Anspielung auf seine Aussage von vorhin meine Angst und Abscheu vor ihm zu überspielen. Ein schwacher Versuch.

Er verzog sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen, sein Kopf wurde schmaler und dunkler, das Schwarz in seinen Augen schrumpfte zu einer Pupille, die in einer gelben Lederhaut zu schwimmen schien. Die breiten Zähne zum Mahlen wurden zu spitzen Fängen zum Reißen. Der Schweinskopf wurde zum Wolfskopf. Ich blieb wie angewurzelt vor ihm stehen.

„Nein, der Pudel gehört nicht zu meiner Familie...“, der Schweinehund leckte sich genüsslich über die Schnauze. „...Der Pudel nicht, aber der Kern.“

Der beinahe unmenschliche Unterton ließ meine Haare am Nacken zu Berge stehen.

Ich verstand zwar nicht, was der Schweinehund mir sagen wollte, aber ich wusste dass ich Angst hatte. Als der Schweinehund in mein ahnungsloses und verängstigtes Gesicht blickte, brach er in ein hysterisches Lachen aus. Augenblicke später vernahm ich nur noch das Surren des immer noch eingeschalteten PCs. Das Surren des PCs und meinen eigenen Herzschlag. Ich war wieder allein.

Mittwochmorgen. Ich hasse den Morgen. Blöderweise beginnt jeder Tag mit einem Morgen. Ich schlage die

Decke zur Seite und streife mit meinem Zeigefinger solange über das Display meines neuen Handys, bis es endlich aufhört zu vibrieren und zu lärmern. 06:01 – das ist es, was mir die Digitaluhr auf meinen Nachttisch anzeigte. Große, eckige Nummern, die mir befahlen aufzustehen.

Also tat ich wie mir geheißen, erhob mich unbeholfen und streifte Jeans und T-Shirt über. Ich ging ins Esszimmer. Der Schweinehund wünschte mir einen guten Morgen. Ich wünschte ihm auch Etwas, aber ich wusste nicht was – vermutlich auch einen guten Morgen. Ich schlang das Müsli vor meiner Nase hinunter und trank danach aus der gelben M&M-Tasse grünen Tee. Die Tasse war orangensaftgelb. Ich hasse orangensaftgelb, aber den Morgen hasse ich noch mehr.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Küchenuhr eilte ich ins Badezimmer. Ich wollte heute schon bald aus dem Haus, damit ich nicht wie sonst zum Bus laufen muss. Ich musterte mich selbst im Spiegel. Hinter mir tauchte, auf dem Rand der Badewanne sitzend, der Schweinehund auf. Er sagte nichts, wofür ich dankbar war.

Ich wollte mich jetzt meinen Zähnen anstatt ihm widmen. Zahnweißpulver, Zahnpasta, Zahnseide und Mundspülung. Meine Zähne waren immer noch mehr gelb als weiß. Innerlich fluchte ich. Ich trank keinen Kaffee, keinen Rotwein, rauchte nicht und trotzdem sind meine Zähne widerlich gelb. Mittlerweile hasse ich Gelb. Das einzige, was ich mache, ist diese eine Tasse Tee am Morgen zu trinken. Ich werde einfach für eine Weile jetzt keinen Tee mehr trinken, nahm ich mir vor. Wenn sich in den nächsten Wochen keine Besserung ergibt, werde ich mir diese

Bleaching-Streifen übers Internet bestellen.

Der Schweinehund musste lachen, als er mich sah, wie ich meinen Kopf breit grinsend von links nach rechts drehte um jeden einzelnen meiner Zähne im Spiegel besser betrachten zu können. Seine Fänge blitzten dabei in einem gespenstischen Weiß. Hätte sein Gebiss etwas annähernd Menschliches, hätte man ihn für eine Zahnputzreklame eingespant.

„Sag mal“, begann ich, „wie schaffst du es eigentlich, dass deine Zähne so weiß bleiben?“

Er leckte mit seiner Zunge über die vier Schneidezähne, die die Lücke zwischen seinen beiden übertrieben langen Eckzähnen schlossen und sagte: „Wenn du dich von demselben Zeug wie ich ernähren würdest, würdest du erst wahnsinnig werden.“ Seine Augen funkelten wild: „... und kurz darauf wärst du tot.“, fügte er zischend hinzu, „Aber dafür hättest du dann deine heiß ersehnten strahlend weiße Zähne.“

Zuerst wollte ich ihn fragen, von was er sich ernährte, ließ es dann aber nach kurzer Überlegung bleiben. Ich betrachtete mein Gesicht im Spiegel. Wenn man so viele Pickel hat wie ich, steht man jeden Morgen vor einer schweren Entscheidung. Mit pickeligem, unrasierten Gesicht in die Schule gehen oder rasieren und dafür bluten wie ein Schwein.

Ich entschied mich für rasieren und schäumte Kinn, Wangen und Hals ein. Danach ließ ich den Rasierer mit möglichst wenig Druck über die Haut gleiten. Der Schaum wurde abgetragen und eine rote, gereizte Haut kam zum Vorschein. An manchen Stellen blutete ich schon ein we-

nig, obwohl ich mit der Rasur noch nicht einmal halb fertig war. Fluchend rasierte ich den Rest vom Hals, Kinn und den Bereich über der Oberlippe. Danach rieb ich mein Gesicht mit Rasierwasser ein. Auf die Stellen, an denen ich vorhin geblutete hatte, träufelte ich noch ein paar Tropfen mehr drauf.

Dann schnappte ich mir meine Schultasche und ging in die Garderobe. Ich warf mir den Mantel über und band mir die Schuhe, den Schal ließ ich liegen. Dann ging ich hinaus und machte mich auf dem Weg zum Bus. Es hatte über Nacht geschneit, aber der Wind schwieg und mit ihm blieb auch die Kälte aus. Ich ging vorbei an Nachbars Garten und die Straße hinunter. Der Schweinehund folgte ein paar Schritte hinter mir. Der Schweinehund war mein Schatten am Morgen.

Auf halber Strecke erblickte ich einen kleinen schwarzen Pudel. Ich wusste zwar nicht, wem das Vieh gehörte, aber ich hasste den Köter wie die Pest. Jedes Mal wenn ich an ihm vorbeiging, kläffte er mich an, als wäre ich der Teufel höchstpersönlich. So auch diesen Mittwochmorgen. Ich fragte mich, wie so ein kleiner Wadenbeißer so einen Radau machen konnte.

Ich fragte den Schweinehund, ob dieser Pudel auch einen Kern hatte, der zu seiner Verwandtschaft gehörte. „Der Köter? Nein, der hat keinen der unseren in sich.“ Der Schweinehund hinter mir knurrte zuerst bedrohlich und ließ dann ein donnerndes Bellen erklingen. Der Pudel winselte erbärmlich, rieb sich mit einer Pfote über die Schnauze und rannte davon. „Danke“, sagte ich zum Schweinehund gewandt und er nickte mir zu. Während-

dessen fragte ich mich im Hinterkopf, wie der Pudel den Schweinehund gesehen oder gehört haben mochte.

Ich hasse Mittwochmorgen. Eigentlich hasse ich fast jeden Morgen, aber Mittwochmorgen hasse ich besonders. Mittwoch ist Schlachttag. Schon bevor ich den Schlachthof erblickte, konnte ich ihn riechen. Auf dem Parkplatz vor dem Schlachthof standen leere Tiertransporter. Stumme Zeugen der Lieferungen, die vor kurzem hier eingetroffen sein mussten. Ein Mann im weißen Kittel öffnete ein Tor und trat in die dahinter liegende Halle ein.

Einen Blick konnte ich nie erhaschen, aber dem bestialischen Gestank nach Angst, Fäkalien und Blut war ich immer schonungslos ausgeliefert. Ich versuchte, so gut es eben ging durch den Mund zu atmen, während ich über den mit Glatteis überzogenen Gehsteig vor dem Schlachthof balancierte. Hinter mir knackte das Eis unter den Hufen des Schweinehundes. Ich hielt inne, blickte zum Schlachthof hinüber und fragte mich, ob die Schweine wussten, welch grausames Schicksal sie gleich erwarten würde. Der Schweinehund ging an mir vorbei und blieb zwei Meter vor mir stehen. Dann begann es.

Die Schweine im Schlachthof begannen entsetzt zu quieken und mir jagten kalte Schauer über den Rücken. Ich blickte zum Schweinehund, der seinen Schweinekopf zu einer grässlichen Grimasse verzog und in das schreckliche Geheul der Schweine mit einstimmte. Völlig gelähmt blickte ich auf das schaurige Schauspiel, dass der Schweinehund vor meinen Augen darbot.

Ich presste die Hände auf meine Ohren, aber der Klang der nackten Angst und des dämonischen Etwas, das der

Stimme des Schweinehundes innewohnte, bohrte sich durch sie hindurch und fand den Weg zu meinem Trommelfell. Hinter dem Schweinehund erblickte ich den Bus, der schon auf mich wartete.

Ich nahm die Hände von den Ohren und hob die Ellbogen schützend vor den Oberkörper. Ich wollte den Schweinehund aus dem Weg stoßen um ihn zum Schweigen zu bringen. Ich machte die Augen zu und stürmte blind auf ihn los. Als ich nach ein paar Atemzügen noch immer keinen Aufprall spürte, riss ich die Augen auf. Ich musste durch ihn durchgelaufen sein!

Ich wagte es nicht über die Schulter zu ihm zurück zu blicken und rannte stattdessen weiter auf den Bus zu. Das Quieken des Schweinehundes wich einem bestialisch-perversen Lachen, welches in meinem Kopf zu hallen schien, musikalisch untermalt von einem Chor aus sterbenden Schweinen.

Ich stürmte in den Bus hinein und setzte mich in die erste Reihe. Der Schweinehund ist mir anscheinend nicht gefolgt. Ich atmete schwer und die kalte Luft im Bus, die erst beheizt werden musste, ließ den Atem, den ich ausstieß wie einen gespenstisch weißen Nebel aussehen. Ich schwitzte, obwohl ich nur ein paar Meter weit gerannt war. Mein Schweiß war kalt und roch nicht nach Anstrengung sondern nach Angst.

Es hatte zu nieseln begonnen. Schneeregen. Der Schweinehund stand noch immer vor dem Schlachthof. Aus dem Inneren seines schwarzen Ledermantels zog er einen dunkelroten Schirm und spannte ihn auf. Unter seinen Hufen vermischte sich das Blut, das aus dem Schlachthof

lief, mit dem Schnee, der vom Himmel fiel und zwei Meter über dem Boden schmolz, zu einem blutroten Film, der das Eis überzog. Er nickte mir grüßend zu und ich erwiderte das Nicken. Dann fuhr der Bus los.

Donnerstagvormittag. Die Schulglocke läutete den Anfang des Schultages ein. Erste Stunde: Deutsch. Es nieselte noch immer. Fünfundzwanzig Schüler waren da. Zwei fehlten. Die Professorin trat ins Klassenzimmer. Fünfundzwanzig Schüler standen brav auf. Schweigeminute statt Gebet. Fünfundzwanzig Schüler setzten sich. Zweiundzwanzig Schüler holten orangensaftgelbe Reclam-Bücher hervor. Faust – Der Tragödie erster Teil. Ich bin einer von ihnen.

Drei Schüler traten zu einer mündlichen Prüfung an. Die Professorin fragte Fragen. Die Schüler antworteten mit Antworten. Fragen zu „Andorra“ von Max Frisch, Fragen zu Schillers „Wilhelm Tell“ und Fragen zu Georg Büchners „Woyzeck“. Was muss Woyzeck für den Doktor tun? – Erbsen essen. Mit welchem europäischen Land ist Andorra aus dem gleichnamigen Buch zu vergleichen? – Mit der Schweiz zur Zeit des zweiten Weltkrieges. Wie heißt der Landvogt, der von Wilhelm Tell ermordet wird? – Gessler. Meine Augen klebten auf Goethes Zeilen. Meine Ohren nahmen die Fragen der Professorin auf. Mein Gehirn spuckte die Lösungen aus, bevor sie aus dem Mund der Geprüften kommen konnten. Meine Lippen formten lautlos immer wieder die Antworten.

Irgendwann begann ich die Fragen zu ignorieren und widmete meine Konzentration jener Person, der ich sie seit

einer halben Stunde schuldete: „unserem lieben Doktor Faust“, wie ihn der Schweinehund nannte.

Ich las vom Pudel. Mein Interesse wurde geweckt. „Nein, der Pudel gehört nicht zu meiner Familie... der Pudel nicht, aber der Kern.“, sagte des Schweinehunds Stimme in meinem Kopf. Der Kern des Pudels war Mephistopheles. Mephistopheles war der Teufel. Ich blickte über meine linke Schulter in den hinteren Teil der Klasse. Hinten stand der Schweinehund neben den Kasten gelehnt und grinste. „Wer oder was bist du eigentlich?“, fragte ich in Gedanken.

Die Schulglocke läutete. Ende der Unterrichtsstunde. Vierundzwanzig Schüler erhoben sich. Nur ich rührte mich nicht, saß stumm da und musterte den Schweinehund. Jemand rief meinen Namen und ich riss den Kopf herum. Ich sagte irgendetwas, lachte verlegen und blickte mich um. Der Schweinehund war weg.

Freitagnachmittag. Der Schnee knirschte unter meinen Füßen. Mit einem leisen Klicken fixierte ich das Ende des Pfeils an der Sehne. Der Bogen knirschte, als ich ihn spannte. Der Pfeil schnitt durch die Luft und pffte leise ein kurzes Lied. Mit einem unüberhörbaren „Tok“ bohrte sich das Geschoss in die wolfsähnliche Schaumstoffatrappe. Der Schweinehund stieß ein langgezogenes Jaulen aus und ließ ein trauriges Winseln folgen.

„Könntest du endlich mal die Klappe halten?“, fuhr ich ihn an. Der Schweinehund hechelte drei Sekunden lang und bellte zweimal wie ein braver, aber dämlicher domestizierter Köter. Dann brach er in schallendes Gelächter aus.

Ich schüttelte wütend meinen Kopf, wandte mich ab und ging zu der Attrappe um meinen Pfeil herauszuziehen und ihn zurück in den Köcher zu stecken.

Ich war noch immer wütend, als ich bei der nächsten Attrappe des Parcours ankam. Ein Wildschwein. Der Schweinehund ging neben dem künstlichen Keiler in die Hocke und musterte ihn interessiert. Währenddessen schoss ich einen Pfeil ab, der sein Ziel nur knapp verfehlte. Der Schweinehund blickte auf, bleckte kurz seine Zähne und stieß ein höhnisches Grunzen aus. Der nächste Pfeil traf. Wäre das arme Tier echt gewesen, hätte der Pfeil seine Lunge durchbohrt.

Der Schweinehund warf sich auf alle Viere und verzog sein Schweinsgesicht. Er ließ dasselbe grässliche Quieken ertönen wie jenes, das ich vorgestern beim Schlachthof mit anhören musste. Er drehte sich panisch im Kreis wie ein eingegengtes Tier und schlug mit seinen Hufen aus wie ein Pferd. Ich wusste, dass all das nur Schauspiel war, erschauerte aber trotzdem bei diesem beängstigenden Anblick. Obwohl sich mein Körper taub anfühlte, gelang es mir meinen dritten Pfeil abzuschließen.

Er fand wie durch ein Wunder sein Ziel und bohrte sich zwischen die Augen des Schweinehundes. Der Schweinehund brach zusammen und lag, seine Gliedmaßen von sich gestreckt, auf dem Bauch im Schnee neben der Wildschweinattrappe. Ich war nicht fähig mich zu rühren und atmete, als wäre ich gerade hundert Meter weit gesprintet. Der Schweiß lief mir in die Augen und ich sah nur verschwommen, wie sich der Schweinehund langsam aufrichtete.

Schwarzes Fell begann ihn zu überwuchern, seine Pfoten wurden zu Pranken, seine Krallen zu Klauen. Der Pfeil, der noch immer zwischen seinen Augen steckte, fiel ohne Hilfe heraus, darunter konnte man keine Spur einer Verletzung erkennen. Seine Augen wurden orangensaftgelb mit einer finsternen Pupille in der Mitte. Zwischen den Zähnen zum Mahlen brachen Fänge zum Reißen hindurch. Das Schwein wurde zum Wolf.

Ich stand noch immer wie versteinert da. Den Bogen hatte ich während der Verwandlung des Schweinehundes unbewusst fallen gelassen. Bedrohlich langsam kam der Schweinehund mit großen Schritten auf mich zu. Normalerweise war ich nur ein bisschen kleiner wie der Schweinehund, doch nun reichte ich ihm nur noch bis zur Brust. Fünf Meter vor mir blieb der Schweinehund stehen und leckte sich mit der blutroten Zunge gierig über die Schnauze. Anstatt zu rennen entschied mein Körper sich für ein heftiges Zittern, das bald zu einem Beben mutierte. Der Schweinehund musterte mich ein letztes Mal und sprang aus dem Stand auf mich zu.

Ich wurde von seinem gewaltigen Gewicht umgerissen und in den weichen Schnee gepresst. Aus meinen Lungen wich die Luft und mir wurde beinahe schwarz vor Augen. Ich blickte hohl in den Himmel, konnte aber nichts sehen. Ich dachte ans Sterben und wie es wohl aussieht, wenn ein Schweinehund einem Menschen die Brust aufreißt. Ich dachte daran, wie meine Leiche in einem Bad aus Blut liegend, gefunden werden wird. „Was für eine Sauerei.“, dachte ich, „Was für ein sinnloser Tod.“

Luft! Atmen! Das waren die einzigen zwei Gedanken, die

mein Gehirn noch zustande brachte. Ich sog gierig durch den Mund die eiskalte Winterluft ein und riss die Augen auf. Ich erwachte auf einem Bett aus Schnee und nicht in einem Meer aus Blut. Der Schweinehund war weg. Anscheinend hatte er mich nur umgestoßen. Ich richtete meinen Oberkörper auf. Mein Rücken schmerzte. Meine Beine waren von Schnee bedeckt. Nur die riesenhaften Fußabdrücke legten Zeugnis davon ab, dass der Schweinehund hier gewesen sein musste.

Ich sah noch immer alles verschwommen, wippte mit dem Kopf leicht hin und her und ließ mich zurück in den Schnee fallen. Stille.

S amstagnacht. Ich gab meinen Mantel ab und setzte mich an eine der Bars. Der pulsierende Bass durchzuckte meinen Körper und brachte mein Herz zum Schwingen. Ich bestellte einen doppelten Whiskey und bekam ihn gemixt mit Cola. Genau deshalb hasste ich Discos – Kommunikationsprobleme. Da ich mich aber auf keine Diskussion mit dem Barkeeper einlassen wollte, stopfte ich eine Handvoll Fingerfood in mich hinein und leerte das Glas in einem Zug. Auf salzig folgte süß und auf süß folgte Alkohol – eine vollkommen bescheuerte Geschmackskombination. Ich bewegte mich langsam in Richtung Tanzfläche. Der bebende Fußboden vibrierte und ließ ein Zucken durch meinen ganzen Körper laufen. Als ich auf die Tanzfläche stieg und unbeholfen begann meinen Körper im Takt der Musik zu bewegen, warf der DJ die Rauchmaschine an. Durch den Rauch hindurch erkannte ich die Silhouetten von zwei Mädchen, die ungefähr in meinem Alter waren.

Dazwischen tauchte eine weitere Gestalt auf. Der Schweinehund war wieder da. Doch diesmal in Schweinegestalt. Eigentlich hatte ich heute Lust zu flirten, aber der Schweinehund könnte alles verderben. Also ging ich von der Tanzfläche zurück an die Bar.

Dort traf ich einen ehemaligen Schulkollegen von mir. Er hatte sich kein bisschen verändert. Die Haare, das Gesicht, die dunkle Haut – er schien genau derselbe zu sein wie derjenige, mit dem ich vor fünf Jahren in dieselbe Klasse ging. Er bestellte zwei Mixgetränke und reichte mir ein Glas. Ich würgte das süße Zeug hinunter und schüttelte meinen Kopf. „Eine Schande den guten Whiskey mit Energydrink zu verderben!“, dachte ich bitter.

„Na, schmeckt’s“, fragte der Schweinehund und grinste. Ich zog eine Grimasse und zischte leise, „Halt die Klappe“, sodass mich niemand außer ihm hören konnte. Mein ehemaliger Schulkollege holte eine Packung Zigaretten hervor und bot mir eine an.

Zuerst lehnte ich ab, sagte, dass ich nicht rauchen würde, aber er ließ sich nicht abwimmeln. Also steckte ich mir eine Zigarette in den Mund und ließ sie mir anzünden.

Es war ziemlich offensichtlich, dass ich zum ersten Mal rauchte. Mein Freund versuchte mir grinsend zu erklären, wie man den Rauch in die Lungen sog. Der Schweinehund paffte neben mir eine Zigarre und lachte sich halb tot, als er meine erbärmlichen Versuche den Rauch in meine Lungen zu pressen mit ansah. Ich wurde rot, warf die halbfertige Zigarette auf den Boden und trat sie aus.

Der Schweinehund war hinter die Theke getreten und schaute einen der Barkeeper beim Mixen zu. Ich sag-

te dem Schweinehund, er solle mir zwei Gläser Whiskey pur geben. Überraschenderweise tat er genau das, was ich ihm sagte. Ich reichte meinem Schulfreund eines der beiden Gläser und brüllte „Für die Zigarette“ in sein Ohr. Er kippte das Gebräu ohne mit der Wimper zu zucken hinunter, genauso wie er seine Cocktails trank. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse und streckte die Zunge raus. Jetzt war ich mit Grinsen dran. „Junge!“, sagte ich, „Das Zeug muss man genießen!“ Ich drehte mich um, hob mein Glas und nickte dem Schweinehund zu. Er erwiderte meinen Gruß und grinste breit. Ich glaubte einen Hauch Stolz in seinem Blick zu erkennen und wusste nicht, ob ich mich selbst loben oder verachten sollte.

Es war mir auch egal. Ich setzte mein Glas an die Lippen und trank.

Sonntagdämmerung. Es begann gerade dunkler zu werden. Ich blickte aus dem Esszimmerfenster und sah den Schweinehund durch den Garten tigern. Ich schaute auf die Uhr, realisierte aber nicht, wie spät es war. Die Meisen scharrten sich um den Haufen aus Sonnenblumenkernen, der unter dem Vogelhaus lag. Der Schweinehund hielt seinen Körper knapp über dem Boden und schlich auf allen Vieren auf die Vögel zu wie eine Katze auf der Pirsch.

Ich presste meine Stirn gegen die Fensterscheibe. Mein Atem beschlug das Glas. Ich kniff die Augen zusammen. Als er nur noch ein paar Schritte von der Vogelversammlung entfernt war, beugte er Arme und Beine noch stärker, sodass seine Brust den Boden berührte. Er wippte mit dem Oberkörper sanft hin und her und setzte zum Sprung an.

Die Vögel stoben auseinander und ich heftete meinen Blick an einen von ihnen, bis ich ihn, am inzwischen schon dunkel gewordenen Himmel, nicht mehr erkennen konnte.

Ich schaute nun zurück zu dem Fleck unter dem Vogelhaus. Der Schweinehund kniete vornübergebeugt an jener Stelle, wo der Haufen aus Sonnenblumenkernen gelegen hatte. Er rührte sich nicht. Ich schielte um einen Blick auf seinen Kopf zu erhaschen, aber alles was ich sehen konnte, war sein massiger Rücken.

Endlich drehte er den Kopf in meine Richtung. Ich hob das Kinn, welches ich auf meine Handinnenfläche gebettet hatte und musterte ihn eindringlich. Der Kopf war der des Schweines, aber Zähne und Augen glichen denen des Wolfes.

Zwischen Eck- und Schneidezahn lugte ein spitzer Schnabel hervor. Zu beiden Seiten erstreckten sich Flügel aus dem langgezogenen Maul, dessen Proportion an die des Wolfesmaules erinnerte.

Ein letztes Mal probierte der Vogel mit verzweifelter Flügelschlag zu entkommen. Ein erbärmlicher, aber instinktiv-logischer Versuch.

Der Schweinehund schüttelte zweimal energisch den Kopf, danach hingen die Flügel leblos und schlaff herunter. Er spuckte den toten Vogel aus, setzte sich wie eine Katze aufrecht hin und begann mit der Zunge über die Rückseite seiner rechten Pfote zu lecken. Nun schaute er hoch zu mir, legte den Kopf leicht schief und öffnete den Mund. Zwar konnte ich ihn nicht durch die Scheibe hören, konnte mir aber lebhaft ein Miauen vorstellen, das aus seiner kräftigen Kehle kam. Er wandte seinen Blick

von mir ab und begann wie ein kleines Kätzchen mit dem toten gefiederten Etwas, das vor seinen Füßen lag zu spielen.

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. „Armer kleiner Piepmatz!“, dachte ich.

Nach dem Anblick dieser außergewöhnlichen Jagd beschlich mich selbst ein Hungergefühl. Also ging ich zum Kühlschrank und nahm Butter, Eier, Zwiebel, Speck und Schinken heraus. Zuerst schnitt ich die Zwiebel in Scheiben. Danach wollte ich den Speck würfeln und den Schinken in kleine Teile reißen, musste allerdings an die Schweine vom Schlachthof denken und ließ es bleiben.

Ich warf die Butter in eine Pfanne und schaltete den Herd ein. Ich wartete bis ein dünner Fettfilm den Boden bedeckte. Dann schlug ich vier Eier hinein, gab die Zwiebelscheiben hinzu und rührte beherzt um.

Nach ein paar Minuten kippte ich den inzwischen fest gewordenen Inhalt der Pfanne auf einen Teller. Ich stellte ihn ans Ende des Esszimmertisches, holte mir eine Gabel aus der Bestecklade, setzte mich und begann auf meinen orangensaftgelben Eiern herumzustochern. Ich hasse orangensaftgelb. Ich stand auf, nahm ein Glas aus dem Schrank und schüttete Orangensaft hinein. Ich setzte mich wieder.

Kaum hatte ich zwei Bissen gegessen, tauchte vor mir der Schweinehund auf. Er lag der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauch auf der Tischplatte. Die Beine waren angewinkelt, die Hufe zeigten steil zur Decke. Er hatte sein Kinn auf die Pfoten gestützt und ließ die Ellbogen vor meinen Teller ruhen. Er hatte noch immer den Vogel im Maul.

Ich legte die Gabel beiseite und wischte mir mit einer Serviette über den Mund. Der Schweinehund spuckte den Vogel auf meinen Teller. Blut begann sich mit den Eiern zu vermischen. Der abgekaute und in Schweinehundgeifer getränkte Vogel bot einen armselig-traurigen Anblick. Ich drehte ihn mit der Gabel hin und her und zählte die Bissspuren, was bei dem kleinen malträtierten Körper gar nicht so einfach war. Der Schweinehund nahm einen Schluck von meinem Orangensaft, warf den Kopf in den Nacken und gurgelte.

„Da hast du aber ganze Arbeit geleistet.“, sagte ich in nüchternem Tonfall. Ich versuchte meinen Gesichtsausdruck möglichst teilnahmslos aussehen zu lassen. Der Schweinehund musste prusten und spuckte mir den Orangensaft ins Gesicht. Ich hasse Orangensaft. Ich wischte mit der Serviette über mein Gesicht und blickte den Schweinehund an. Die ganze Zeit über schien eine freundliche Maske auf meinem Gesicht zu sitzen. Ich lächelte charmant, ließ keinen meiner Züge entgleiten. Ich sagte Nichts, bevorzugte in diesem Moment höfliches Schweigen.

Der Schweinehund stieß einen bewundernden Pfiff aus und lachte sein dämonisches Lachen.

Ich wusste nicht, wie er auf meine nächste Handlung reagieren würde, also erwartete ich einfach alles. Ich nahm die Gabel und rammte sie in sein rechtes Auge. Der Schweinehund lachte noch immer. Ich riss sein Auge heraus und steckte es mir in den Mund. Ich kaute zwei, drei Mal und schluckte. Dann holte ich das zweite Auge aus seiner Höhle und stopfte es in meinen Schlund. Der

Schweinehund lachte noch immer, bewegte sich aber nicht vom Fleck. Er machte keine Anstalten wegzulaufen und versuchte auch nicht mich aufzuhalten. Also ging ich in die Küche und holte das größte Messer, das ich finden konnte, trat neben den Schweinehund und rammte es ihm zwischen die Augen in den Kopf. Nach einem lauten und schmerzhaften Knacken verstummte das irre Gelächter.

Ich drehte den Körper auf den Rücken, stemmte eine Hand gegen das Gesicht des Schweinehundes und riss mit der anderen das Messer mit einem Ruck heraus. Blut spritzte auf mein weißes T-Shirt. Ich begann seinen Oberkörper vom obersten Teil des Brustbeins an über den Solarplexus bis hin zum Nabel langsam aufzuschneiden. Als ich fertig war legte ich das Messer, welches inzwischen einen Mantel aus Blut trug, beiseite und drückte mit aller Kraft die beiden Hälften des Brustkorbes und die darunter liegenden Lungenflügel auseinander. Nun hatte ich einen klaren Blick auf seine inneren Organe. Der Magen und der Darm arbeiteten noch. Die anderen Organe schienen auch noch intakt zu sein. Das Herz pumpte erregt. Ich nahm Messer und Gabel und ließ das Festmahl beginnen.

Obwohl ich nach dem Verzehr von Milz, Leber und Niere schon längst hätte voll sein müssen, verspürte ich noch immer einen beißenden Hunger im Magen. Mein Gesicht war blutverschmiert und tränenüberströmt. Ich musste seltsamerweise an Jesus denken. Ich höhlte weiterhin seinen Körper aus, bis keine Organe mehr da waren, aber ich konnte nicht aufhören. Ich zog ihm das Fell ab und schälte das Fleisch von seinen Knochen. Stunden später legte ich Gabel und Messer beiseite und wischte mit der

Serviette das Blut, welches die untere Hälfte meines Gesichts zierte, weg. Vor mir lagen hunderte große und kleine Knochen. Ein Schweinehundskelett.

Es war vollbracht! Er war weg! Ich lehnte mich in meinen Stuhl zurück und weinte minutenlang stumm vor mich hin. Eine Last fiel von meinen Schultern und mein Herz schien zu hüpfen. Ich erhob mich und lachte erleichtert.

Ich ging in mein Zimmer. In jenem Moment, in dem ich über die Türschwelle trat, musste ich würgen. Ich spürte etwas Seltsames in meinem Mund. Ich spuckte eine tischtennisballgroße Kugel auf den Boden. Die Kugel prallte zweimal auf und bewegte sich anschließend in die Mitte des Zimmers. Bevor ich überhaupt begreifen konnte, was vor sich ging, hüpfte eine zweite Kugel aus meinem Mund heraus. Mir wurde speiübel und ich musste mich am Türrahmen anlehnen. Plötzlich warf es mich auf die Knie und ich begann mir die Seele aus dem Leib zu kotzen. Ich spuckte literweise Blut und andere Flüssigkeiten in den verschiedensten Farben und Konsistenzen aus.

Nach einer halben Stunde war der Spuk vorbei und die Hölle brach über mich herein. Zappelnd richtete ich mich auf. Mein Körper zitterte. Die verschiedenen Säfte vermengten sich zu einer schwarzen Suppe, die eine Pfütze in der Mitte meines Zimmers bildete. In ihr schwammen die Kugeln, die ich vorhin ausgewürgt hatte und nun als Augen wiedererkannte. Ich begann jämmerlich zu Winseln als der Schweinehund aus der schwarzen Lache emporstieg.

Widerwillig bewegte ich mich auf ihn zu. Ich weinte und wusste nicht ob ich weinte, weil er wieder da war oder

weil ich insgeheim wusste, dass er nie fort gewesen war, dass er ein Teil von mir war.

Der Schweinehund nahm mich in seine Arme und lachte sein Lachen. Wir standen ineinander verschlungen in der Mitte meines Zimmers, welches von seinem Lachen erfüllt war.

Es drang in meinen Kopf ein. Widerlich. Bestialisch. Pervers. Hysterisch. Wahnsinnig. Genial. Verrückt. Durchtrieben. Bellend. Animalisch. Erlösend. Ohrenbetäubend. Schallend. Zischend. Brutal.

Ich wischte mir die Tränen aus den Augen und stimmte verzweifelt in sein ewiges, allmächtiges Lachen ein.

ZWETSCHGEN- BAUM

LAURA SCHERRER
16 / MÜHLHEIM

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Bald wird er abgeholzt werden – der alte Zwetschgenbaum – dort draußen. Sobald der Schnee schmilzt, wird er weg sein. Es ist eine beschlossene Sache. Herbert sah voll Trauer aus dem Fenster hinaus, in die ruhig daliegende Landschaft, sein Hab und Gut. Der kleine Hof war sicher schon fast 200 Jahre alt, der Großvater seines Vaters hatte ihn erbaut. Und sein Vater hatte diesen Zwetschgenbaum dort draußen als Junge gepflanzt. Während er zur Garderobe ging, dachte Herbert nach – seine ersten Erinnerungen begannen dort beim Baum.

Er und sein Vater hatten miteinander Fangen gespielt. Herbert war beim Laufen über eine große Wurzel, die aus dem Boden stand, gestolpert, hatte sich den Kopf aufgeschlagen und sein Vater hatte ihn getröstet und ihn ins Haus getragen. Sechs oder sieben war er zu diesem Zeitpunkt gewesen. Jetzt war er 85 und der Zwetschgenbaum stand noch immer.

Er holte seinen Schal aus der Kiste, die auf der Garderobe stand, und wickelte ihn langsam um seinen schlaffen Hals. Herbert war gut in der Schule gewesen, Klassenbester im Gymnasium. Bis er die Bianca kennengelernt hatte. Die Bi-

anca war umgezogen von der Stadt, hier in das beschauliche Örtchen und das war schon fast eine Attraktion gewesen. Alle Mädchen waren auf sie neidisch gewesen – mit ihren 13 Jahren hatte sie bereits eine Dauerwelle in ihren blonden Haaren gehabt.

Er erinnerte sich noch genau, wie sie ihn einmal besuchen kam, mit ihrer Mutter. Sie hatten die Eier immer bei ihnen gekauft. Eine gelbe Bluse hatte sie getragen und einen grünen Rock, der ihr manchmal, ganz aus Versehen, etwas übers Knie gerutscht war. Als er ihr den Korb mit den Eiern gebracht hatte, hat sie ihm einen Kuss auf die Wange gegeben.

Seine Finger strichen über genau dieselbe Wange, doch konnte er nur ein paar vereinzelte Bartstoppeln spüren, zu viel Zeit war seit jenen Tagen vergangen.

Bianca und er waren dann jeden Tag zusammen gewesen, wenn er nicht gerade zu Hause helfen musste. Am Sonntagnachmittag waren sie immer ins Kino gegangen, meistens mit seinem jüngeren Bruder. Schlechte Filme hatten sie gesehen, doch das war egal gewesen. Hauptsache Bianca hatte seine Hand gehalten.

Die rote Jacke hing an einem Haken. Schwerfällig nahm Herbert sie herunter und schlüpfte hinein.

Eine schöne Kindheit hatte er gehabt. Das musste man ihm lassen, wohlbehütet. Die anderen Kinder waren oft geschlagen worden – damals keine Seltenheit – doch Herbert musste nur einmal den Schmerz solcher Schläge ertragen. Er und Bianca waren erwischt worden, als sie, wie so oft am Schulhof, allein die Mittagspausen verbracht hatten. Beim Küssen hatte sie der Direktor gesehen. Herbert musste bei diesem Gedanken kichern. Schon fast grotesk hörte es sich an, als dieser alte Mann, allein, zu kichern begann.

Der Vater hatte in die Schule müssen, das unzüchtige Benehmen seines Sohnes zu entschuldigen. Und als sie heimkamen, ein Auge komplett geschwollen, hatte Herbert sich unter den Zwetschgenbaum gesetzt und hatte geweint. Wie ein kleines Kind.

Herbert musste sich setzen, um in die grauen Lederschuhe zu kommen. Sehr alt sahen sie schon aus, zerschlissen. Als Hitler einmarschiert war mit seinen Truppen, veränderte sich die Situation in der Schule, der Direktor war ein getreuer Anhänger der Partei. Er ließ sie seitenweise Lobeshymnen auf den Diktator auswendig lernen.

Einige Passagen konnte Herbert noch, ein kalter Schauer lief ihm bei den schrecklichen Worten über den Rücken.

Vater und Mutter hatten zu Hause immer Feindsender gehört – er wusste es noch genau, wie sie sich zusammen um das Radio versammelt hatten. Einmal wäre ihm das beinahe zum Verhängnis geworden, als er in der Schule davon erzählte. Streng verboten war doch jede Kritik am Führer. Vater wäre schon zu alt zum Einrücken gewesen, doch er wurde gezwungen. Ein kleines Foto hatte Herbert noch, es war am Bahnhof gemacht worden, wo er, sein Bruder und seine Eltern zusammen abgebildet waren. Es war der Tag gewesen, an dem der Vater fort musste. Der letzte Tag, an dem er ihn sah.

An einem weiteren Haken an der Garderobe, hing sein grüner Jägerhut. Ein Modell, das zeitlos war. Sorgsam schaute Herbert in den Spiegel und nahm seinen geschnitzten Sparzierstock.

Wenig später, mit 18, musste auch er einrücken. Die Mutter und den kleinen Bruder allein lassen, sie mussten den Hof bewirtschaften. Bianca – die noch immer seine Freundin gewesen war – zurück lassen. Studieren hatte er wollen, Arzt war sein Traumberuf, aber er musste in den Krieg einziehen, für ein größeres Etwas kämpfen, das er aus tiefster Seele hasste. Wohl hatte eine gute Kameradschaft geherrscht, doch die Schreie, die Schreie sterbender Menschen, die verwundeter Kameraden und getöteter Feinde würde er nie vergessen. Und niemals, auch nur eine einzige Nacht, würden sie ihn in Frieden schlafen lassen.

Das wusste er. Doch damit hatte er sich abgefunden. Handschuhe hatte er vergessen sich überzuziehen und holte jetzt noch schnell sein Lieblingspaar.

Die Hürde des Krieges an der Front hatte er genommen, er hatte überlebt. Das war schon mehr gewesen als zu erwarten war. Doch nach Kriegsende begann erst die schlimme Zeit, er war in Kriegsgefangenschaft geraten. An diesen Lebensabschnitt konnte er sich kaum noch erinnern, denn seine Psyche hatte all schmerzlichen Erfahrungen von damals verdrängt. Geredet hatte er mit niemanden darüber. Sein ganzes Leben lang. Die Jahre der Gefangenheit dauerten an – obwohl er einer der ersten Freigelassenen war. Mit 21 Jahren, bei seiner Ankunft war er ein gezeichneter Mann gewesen. Seelisch gebrochen. Bianca hatte auf ihn gewartet, doch ihre Mutter war in der Zwischenzeit verstorben. Daher war sie kurzer Hand bei Herberts Familie eingezogen. Der Hof war bei seiner Ankunft Großteils intakt gewesen, wenn auch heruntergekommen.

Als er die Tür öffnete, schlug ihm kalte Luft entgegen, einzelne Schneeflocken blieben an seiner Jacke hängen. Das Pflaster unter seinen Füßen hatte er selber gelegt, mit seinem Bruder gemeinsam.

Es hatte etwas gedauert, bis Bianca und er wieder miteinander reden konnten, er war die Anwesenheit von Frauen nicht mehr gewöhnt. Außerdem hatten sie den Hof wieder aufbauen müssen. Erst als Bianca mit 24 wusste, dass sie schwanger war, machte er ihr einen Heiratsantrag. Nichts Aufregendes, aber romantisch. Es war ein langer Arbeitstag gewesen, die Ernte hatten sie eingefahren, die Mutter war auf Besuch bei einer Freundin gewesen und er und seine Liebe hatten ein Picknick unter dem Zwetschgenbaum gemacht. Die Früchte des Baumes waren süß gewe-

sen in diesem Jahr und sie naschten immer wieder von ihnen. Als die Sonne unterging, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle, und sie antwortete schlicht „Natürlich, denn eigentlich bin ich das schon lange.“

Diese Worte würde er niemals vergessen, das hatte er sich geschworen. Herbert wanderte langsam durch die im Schnee versunkene Landschaft. Auf seinem Hut sammelten sich die weichen Flocken, selbst in seinen Wimpern schienen sie hängen zu bleiben.

Geheiratet wurde wenig später im Dorf. Da Bianca schon hochschwanger war, fielen die Flitterwochen flach, außerdem hatte es sowieso am Geld gefehlt. Herbert ging jetzt arbeiten, sein Studium hatte er vergessen können. Steinmetz im anliegenden Steinbruch war anstrengend, doch ließ sich so der Lebensunterhalt für sie beide verdienen. Er hätte wahrscheinlich alles für sie gemacht.

Das Auto, das in der Einfahrt parkte, konnte man kaum noch erkennen; es war komplett eingeschneit. Doch Herbert wollte weiter, endlich raus aus dem Haus, frische, kalte, klare Luft schnappen.

Das erste Kind, das sie bekamen, war ein Mädchen, das Luisa getauft wurde. Herberts Bruder zog kurz nach der Geburt aus, denn auch er hatte eine Frau fürs Leben gefunden. Bianca war das erste Mädchen, das er geliebt hatte. Und Luisa war erst das Zweite. Als Luisa zwei wurde, kam ihr zweites Kind auf die Welt. Ein Junge namens Martin. Wunderschöne Stunden hatten sie gemeinsam verbracht. Besonders, als sie sich einen Urlaub leisten konnten. Sie fuhren mit Herberts Mutter jeden Sommer ins Burgenland und fuhren den ganzen Tag Rad und

schwammen im Neusiedlersee. Schön war es gewesen. Bianca war mit dem dritten Kind schwanger, als Herberts Mutter an einem Herzinfarkt starb. Die Kinder waren untröstlich gewesen und auch Bianca hatte die alte Frau ins Herz geschlossen gehabt. Er konnte sich noch genau an den Tag nach der Beerdigung erinnern. Nach dem Begräbnis, der öffentlichen Trauerfeier, gingen sie heim und schälten sich unter Tränen aus Anzug und Kleidern. Dann hatte Bianca eine Tafel Schokolade geholt und die kleine Familie hatte sich unter den Zwetschgenbaum gesetzt und sie hatten geredet. Einfach so.

Als Herbert darüber nachdachte, erkannte er, dass das eine seiner schönsten Erinnerungen war. Er spazierte gerade über die verschneiten kleinen Hänge in seinem Garten. Wassertröpfchen, die früher einmal Schneeflocken gewesen waren, perlten an seiner Jacke ab.

Das dritte Kind, das ihm seine Frau schenkte, war ein Mädchen, das sie Marie nannten. Die Jahre danach waren für ihn jetzt eine Grauzone. Er hatte seine Kinder aufwachsen sehen, eine erfüllte Ehe geführt.

Wenn man jeden Tag lebt, ihn zu einem wertvollen Puzzleteil macht, hat man mit 85 nicht mehr ganz den Überblick. Aber man kann zufrieden mit dem Geleisteten sein.

Doch an ein Fest konnte er sich noch gut erinnern. Es war eine Gartenparty gewesen und Luisa war bereits ausgezogen. Sie hatte studiert und würde diesen Herbst als Lehrerin in der Stadt beginnen. Sie war mit ihrem Freund da. Marie würde im Herbst zu studieren beginnen – sie wollte Rechtsanwältin werden – und Herberts Bruder und dessen Familie waren ebenfalls zugegen. Martin war in der

Gemeindeverwaltung tätig, er war nie ausgezogen. Seine Frau und er hatten erst vor wenigen Tagen die Verlobung preisgegeben und genau auf dieser Gartenparty, unter dem Zwetschgenbaum, erfuhren Bianca und Herbert, dass sie Großeltern werden würden.

Der Boden unter seinen Füßen war rutschig, doch Herbert wollte noch weiter gehen. Seine wilden Gedanken verflochten sich zu einem Strom, einem Gebilde, undurchdringbar miteinander verwoben. Sein Atem ging schnell, sein Blut rauschte in seinen Ohren.

Das Getrampel kleiner Kinderfüßchen hatte er geliebt. Bianca und er hatten sich schöne Tage gemacht, mit ihren Kindern und mittlerweile acht Enkelkindern. Fangen und Verstecken hatten sie im Sommer im Garten gespielt, gekocht hatten sie und den Hof bewirtschaftet. Mit 50 war Herbert in Pension gegangen. Als er an seinem letzten Tag von der Arbeit nach Hause kam, war das Haus leer. Nur Bianca war da und wartete unter dem Zwetschgenbaum mit einer Flasche Sekt auf ihn.

Inzwischen waren seine Enkelkinder wieder erwachsen geworden. Auf Urenkel würde man sich sicher bald freuen dürfen.

Herbert kam nur langsam voran, doch tat ihm die Luft gut. Er spürte seinen Körper, sich selbst endlich wieder und der Sauerstoff jedem Winkel seines Körpers, sorgte für neue Energie.

Und nun stand er da. Genau an dem Platz, an dem ihm Bianca vor zwei Jahren erklärt hatte, dass sie an Krebs erkrankt war. Darmkrebs, im Endstadium, für sie gab es keine Rettung mehr. Keine Hoffnung. Die darauf folgen-

den Monate waren eine reine Tortur gewesen. Gerne wäre er noch einmal in Gefangenschaft gegangen, wenn er ihr damit das Leid, das sie verkraften musste, hätte abnehmen können. Von Krankenhaus zu Krankenhaus, von Kur zur Kur, von Arzt zu Arzt hatte Bianca gehen müssen. Geholfen hatte ihr nicht mehr werden können. Er musste zusehen, wie die Liebe seines Lebens, Todesqualen litt. In den letzten Tagen, sie war kaum mehr ansprechbar gewesen, hatte man sie nach Hause verlegt. Mit mobiler Krankenschwester und der ganzen Ausrüstung. Denn sie hatte den Zwetschgenbaum noch einmal sehen wollen.

Und nun stand er unter genau diesem Baum. Die Erinnerungen an seine Jugend, an seinen Heiratsantrag, an die Kinder, an Bianca. Alles war mit diesem, für ihn magischen Ort, verbunden. Dicht verwebt, verflochten. Und nun sollte dieser Baum abgeholzt werden? Es war nicht nur einfach ein Baum, sein Leben klebte sozusagen an ihm. Und als er da stand und atmete, tief ein- und ausatmete, wusste er es. Sein Herz schlug schneller, noch schneller. Es zog sich zusammen, er spürte den Schmerz, sein Leben war mehr als erfüllt gewesen, es hatte Höhen gehabt und Tiefen und er hatte einen Menschen gehabt, den er in alle Ewigkeit lieben würde. Und sein Herz schlug einmal noch. Dann war es still.

Sogar der Schnee hatte aufgehört zu fallen, nur eines konnte man noch leise knarzen hören. Es war der Zwetschgenbaum.

TRINK DAS!

MAX KOCH
18 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Es ist heiß. Ich lege meine Hand auf die kalte Küchenablage, die durch ihre kühle Oberfläche meinen Körper für den Bruchteil einer Sekunde mit Kälte erfüllt. „Du auch einen? – Aber klar, komm schon!“, die Frage war wohl an mich gerichtet, schien sich jedoch mittlerweile selbst beantwortet zu haben. Ich nicke jedoch trotzdem. Ich sehe mich um. Die Küche ist voll mit für mich bekannten Gesichtern und einigen, die wohl einiges dafür tun würden bekannt zu sein. Das Licht ist gedimmt, aus dem Eck am anderen Ende des Raumes taucht ein Stroboskop alle paar Sekunden seine Umgebung in ein grelles, kaltes Licht und lässt alles wie einen Traum wirken. Neben mir stehen ein paar meiner Klassenkollegen. Kurzer Rock, weites Ober- teil, das kleine Schwarze, Jeans, Hemd, Sakko – alles dabei. Sie wirken alle, recht glücklich und bewegen sich zu den Aufforderungen von Miley Cyrus: „It’s our party we can do what we want to! It’s my mouth I can say what I want to.“. Können sie? Die Kühlschranktür wird geöffnet und eine Flasche wird herausgenommen. Ein kleiner Bereich des Raumes, gleich zu meiner Linken, wird dadurch kurz in warmes Licht getränkt. Wodka. Mittlerweile stimme auch ich in den Chor voll Stimmen ein und meine Füße tun das, was die Musik von ihnen verlangt: nicht aufhören. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Die Gläser werden sorgfältig nebeneinander in einer Reihe auf der Ablage aufgestellt. Der silberne Ver-

schluss der Flasche wird gegen den Uhrzeigersinn gedreht. Klick. „Der Maxi nimmt heute zwei, würde ich sagen. Der Mathe-Schularbeitsfrust zählt immer einen extra.“, wird in die Runde gesagt. „Ja, jetzt ist das erst mal hinter uns.“, antworte ich lachend. Doch lache ich? Die Flasche wird quer über die kleinen Gläser geschwenkt – sie sind alle gleich voll. „Da trink das, das wird ein toller Abend heute.“, man setzt mir den Shot vor. Klein an Menge, jedoch groß an Wirkung. Alle nehmen ihr Glas, erheben es und führen es in die Mitte. Klirr. Ich bewege mein Glas Richtung Mund, setze an, und kippe den Inhalt hinunter. Nichts. Dann plötzlich ein immer schärferer, dumpfer werdender Geschmack im Rachen. Gut? Nicht gut? Ich kann im Moment nicht entscheiden, jedoch kommt es mir vor, als würde sich meine Mimik nicht so plötzlich und drastisch wie die meiner Freunde verändern. „Boah, ich brauch was zum Nachtrinken!“, ich komischerweise gerade nicht. Ich brauche nichts. „Ah ah ah, Maxi? Numero zwei?“, ich nicke und lächle. Es bleibt mir wohl sowieso nichts anderes übrig. Mittlerweile ist es fast schon unerträglich heiß. Ein Schweißtropfen bahnt sich langsam den Weg von meiner Stirn zu meinem Kinn. Ich wische ihn weg. Die Küche ist noch voller geworden. Es sitzen zwei Pärchen auf dem großen, eckigen Holzkü-

chentisch, eine Gruppe Mädchen tanzt direkt im Licht des Stroboskops, und ein paar Jungs stehen verloren daneben. Man reicht mir das Shot-Glas. Anstoßen, ansetzen, kippen. Das dumpfe, scharfe Gefühl kommt diesmal jedoch schneller. Es breitet sich von meinem Magen auf meinen ganzen Körper aus. Elektrisierend. Meine Augen verkrampfen sich für den Bruchteil einer Sekunde und alles scheint wie weggeschwicht – abgestreift. Ich brauche etwas zum Nachtrinken. Ich brauche etwas. „Puh, gut. Jetzt kann die Nacht beginnen!“, die Gläser werden auf die Ablage geknallt. Ja, sie kann beginnen.

DIE ERSTE BEWERBUNG

FRANZ KROISS
17 / ATTNANG-PUCHHEIM

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Ich weiß noch genau, wie es sich anfühlte, den Brief auf meinem Schreibtisch liegen zu sehen.

Meine Mutter hatte ihn zuvor dort platziert. Direkt auf meinen Laptop, so dass ich ihn auch wirklich entdecken musste.

Der Brief war bereits geöffnet. Meine Mutter wird ihn wohl einfach für eine Rechnung gehalten haben, da ich nur selten Post bekomme. Das würde auch ihren leicht geknickten Blick erklären, den sie mir zuwarf, als ich von der Schule nach Hause gekommen war.

Jedenfalls lag dort jetzt dieser Brief.

Als erstes warf ich meine Schultasche in die Ecke und setzte mich an meinen Schreibtisch. Dann nahm ich den verhängnisvollen Brief in die Hand. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich sogar noch Hoffnung. Hoffnung, dass sich in diesem Kuvert ein Schreiben befinden könnte, das keine Absage war. Doch eigentlich wusste ich schon, dass mir eine Enttäuschung bevorstand.

Ich atmete tief ein. Der Moment war gekommen. Durch die bereits aufgeschnittene Oberkante zog ich das Papier heraus. Es war ein ganz normaler Zettel, wie man ihn für jeden Ausdruck benutzt. Irgendwie fühlte sich aber die Verwendung eines ganz normalen Stück Papiers für mich nicht richtig an. Es war schließlich auch kein alltäglicher Inhalt. Für mich jedenfalls nicht.

Für den Mann oder die Frau, die diesen Brief verfasst hatte, war es sicher eine ganz normale Tätigkeit. So normal wie für andere das Abstempeln eines Formulars oder für wieder andere das Behandeln einer Erkältung. In diesem Moment schien mir diese Situation aber ganz und gar nicht „normal“, geschweige denn „alltäglich“.

In der Schule werden einem viele Dinge beigebracht. Das Schreiben einer ordentlichen Bewerbung zum Beispiel. Oder das Verfassen eines Lebenslaufes. Doch niemand kann einen auf die Situation vorbereiten, in der ich mich gerade befand. Das erste Mal muss jeder selbst durchleben.

Also saß ich dort auf meinem Sessel mit dem Brief in der Hand und fragte mich, ob die Person, die diese Absage verfasst hatte, ihre Arbeit eigentlich gern tat, oder ob es ihr manchmal sogar schwer fiel, die Hoffnungen junger Menschen einfach so zu zerstören.

Im Nachhinein muss ich gestehen, dass ich mir diese Frage besser nicht gestellt hätte. Kurz darauf begann mich nämlich der Gedanke zu quälen, dass der oder die sehr geehrte/r Sachbearbeiter/in, an die meine Mappe adressiert gewesen war, sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte sie zu öffnen.

Zu diesem Zeitpunkt war ich den Tränen nahe. Wieso mir ein so dämlicher und – von einem objektiven Blickwinkel auf mein gesamtes Leben betrachtet – unwichtiger Brief so den Tag ruinieren konnte, weiß ich bis heute nicht. Es war schließlich nur eine ganz normale Absage. Wenn es wenigstens um eine wichtige Stelle gegangen wäre. Doch es handelte sich einfach nur um einen Ferienjob. Es war nicht einmal ein besonders toller oder gut bezahlter Ferienjob. Es hätte einfach nur eine Beschäftigung für die Ferien sein sollen und mir vielleicht auch noch ein bisschen Geld für einen neuen Fernseher oder für was auch immer ich dann mit dem Gehalt angestellt hätte, einbringen können. Ich verlor dadurch nichts, ohne das ich nicht hätte leben können.

Ich wollte es endlich hinter mir haben. Also warf ich einen Blick auf das Papier und wusste nun, welche Worte der Verfasser dieser für mich so schmerzhaften Zeilen gewählt hatte, um mir kurz und knapp mitzuteilen, dass sie mich in den Ferien nicht als Hilfskraft benötigen würden.

GUMMI- BÄRCHEN

CORNELIA GRIC
16 / HENNERSDORF

LOBENDE ERWÄHNUNG SPRACHE 14-17

Anna trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte. Sie starrte aus dem Fenster des kleinen Cafés und beobachtete die vielen verschiedenen Menschen, die es an diesem Samstag in die Innenstadt verschlagen hatte.

Ob es diesen Leuten ähnlich ging wie ihr?

Sie sah Große, Kleine, Dicke und Dünne. Solche, die mit kritischem Gesichtsausdruck die Welt, in der sie lebten, prüften und solche, die verträumt von einem Tag in den anderen lebten. Anna gehörte zur ersten Kategorie.

Sie warf einen Seitenblick auf die große knallrote Wanduhr.

Er verspätete sich.

Sie schluckte schwer.

„Darf ich Ihnen noch etwas bringen?“

Der Kellner lächelte sie freundlich an. Seine blauen Augen erinnerten sie an Lukas. An ihre Kindheit im gut behüteten Elternhaus. An schwüle Sommertage und lange Nächte, in denen sie sich ihre geheimsten Geheimnisse anvertraut hatten.

Lukas, ihre erste große Liebe. Lukas, der immer alles richtig machte. Lukas, der perfekte Schwiegersohn.

„Nein, vielen Dank. Ich warte auf jemanden.“ Der Kellner nickte, doch er hatte keine Ahnung. Dies hier war kein einfaches Treffen.

Nach und nach begannen die grellen Farben des Cafés Anna zu stören. Wieso strich man Wände in einem so knalligen Rot? Viel besser würde ein angenehmes Blau oder Grün passen. Wieder starrte sie aus dem Fenster. Der Himmel verdunkelte sich und Anna fröstelte, dabei war es Mitte Juli.

„Wenn wir eines Tages Kinder haben, fände ich Julia schön.“

Sie war mit Thomas am See gewesen. Er hatte ihre Hand gehalten, er hatte gesagt, wenn sie eines Tages Kinder hätten...

Sie hatten gelacht und Anna hatte versucht, sich Thomas als Vater vorzustellen. Ob er sein jetziges Leben für ein Kind aufgeben würde? Würde er seinen Beruf wechseln? Würde er auf die Gefahr verzichten wollen? Und wäre er dann noch der Mann, in den sie sich verliebt hatte?

Ein Blick auf die Uhr. Es waren unmöglich- und dessen war sie sich absolut sicher- erst fünf Minuten vergangen. Ihre Finger trommelten auf der Tischplatte.

Ein Blick zur Tür.

Er verspätete sich.

Niemals hätte sie erwartet, sich einmal zwischen zwei Männern entscheiden zu müssen. Schon in der Schule

hatte sie nur wenige Freunde gehabt. Doch die hatte sie auch nicht gebraucht. Lukas hatte stets auf sie aufgepasst und sichergestellt, dass ihr nichts passierte. Während ihrer gesamten Schulzeit war sie stets neben ihm gesessen. Als sie gerade acht waren, hatte Lukas ihr einen Ring aus einem Kaugummiautomaten geholt und ihr feierlich geschworen, sie eines Tages zu heiraten. Den Ring bewahrte sie immer noch in ihrer Schmucktruhe auf.

Die Glocke, die an der leuchtend gelben Tür befestigt war, klingelte hell. Anna fuhr hoch. Ihr Herz raste. Ihr Mund wurde trocken. Ihre Hände schweißnass.

Falscher Alarm.

Die Frau, die soeben das Café betreten hatte, winkte einer Gruppe von Leuten zu und gesellte sich zu ihnen.

Anna nahm einen großen Schluck und verzog das Gesicht. Der Kaffee war nur noch lauwarm, sie hatte viel zu viel Zucker hineingetan.

„So etwas wie zu süß gibt es nicht.“ So hatte sich Thomas ihr vorgestellt, als sie ihn vor einem Jahr auf einer Demo kennengelernt hatte. Er hatte sich ein Gummibärchen in den Mund geschoben und darauf bestanden, dass sie auch eins probierte. Sie konnte Süßes nicht ausstehen, aber sie hatte nach dem Gummibärchen gegriffen.

„Das ist das Allerwichtigste, das du über mich wissen musst. Ich esse am liebsten Kuchen und meinen Kaffee trinke ich mit drei Würfeln Zucker.“ Sein Lächeln hatte sie sofort in seinen Bann gezogen. Dabei war er überhaupt nicht der Typ Mann gewesen, den sie in irgendeiner Weise ansprechend fand. Seine Frisur, sein Kleidungsstil, seine Art zu leben, alles so vollkommen fremd.

„Es gefällt mir nicht“, hatte Lukas gesagt, „dass du in letzter Zeit so viel mit diesem Thomas unternimmst. Der ist doch kein geeigneter Umgang für ein Mädchen wie dich.“ Lukas hatte keine Vorstellung davon, wie aufregend es war endlich etwas zu erleben. Sich frei zu fühlen, etwas zu riskieren.

Annas Handy klingelte. Es klang schrill, wie der Ruf eines fremden Vogels, wie aus einer anderen Welt. Eine SMS von Jasmin.

FÜR WEN HAST DU DICH ENTSCHIEDEN? :)

Ohne zu antworten legte Anna das Handy zur Seite und sah wieder aus dem Fenster. Die grauen Wolken verdichteten sich, einzelne Tropfen fielen zu Boden.

Anna fröstelte. Sie hasste Gewitter, schon ihr ganzes Leben lang.

„Lukas, ich habe Angst.“ Während des letzten großen Gewitters hatte er sie in seine Arme gezogen. „Das musst du nicht, ich bin doch da. Ich werde immer da sein.“

Draußen prasselte der Regen auf den Gehsteig.

„Also hast du was mit zwei Typen gleichzeitig laufen. Ist doch schön für dich,“ hatte Jasmin gesagt und sie schief angegrinst.

„Es ist viel mehr als das.“

„Oh.“ Jasmins Lächeln war verschwunden. „Du liebst beide, was?“

„Was soll ich tun, Jasmin?“

„Gar keine Frage! Du musst dich entscheiden. Je schneller, desto besser.“

Die Türglocke klingelte erneut.

Anna starrte aus dem Fenster. Es regnete.

Jemand nahm ihr gegenüber Platz.

Er lächelte sie an.

Sie lächelte zurück.

ÜBERMORGEN

SEMI EMINI
16 / WIEN

LOBENDE ERWÄHNUNG AK SPRACHE 14-17

Ich seh den Inder
Er schlachtet die Rinder
Kommt der Albaner
Erschießt den Afghaner
Boden rot
„Warum tot?“
„Du Idiot“
„Du musst ihm die Waffe wegnehmen
Das ist das Leben
Ein nehmen und nehmen.“
„Aber vorher musst du
den Afghanen aufheben“

Kein Rassismus bestellt
Wir wollen nur das Geld
Und ein Schlachtfeld
Wir kaufen die Welt

Kinder spielen in den Minen
Nicht normal
Ich köpfe dich auf Schienen
katastrophal
Überall Krieg
alle denken nur an Sieg

Religion lange keine Thema
alle sind Unternehmer
Terrorismus, kein Moral
so ist's bequemer wir sind genial

SPRACHE

TARA MEISTER
16 / ST.VEIT AN DER GLAN

LOBENDE ERWÄHNUNG AK SPRACHE 14-17

JUROR _IN

KARIN FLEISCHANDERL, geb. 1960 in Steyr.

Studium am DolmetschInstitut und am Institut für Romanistik in Wien. Lebt als Übersetzerin und Publizistin in Wien.

Mitherausgeberin „kolik. zeitschrift für literatur“

2005: Gründung (gem. m. G. Ernst) der Leondinger Akademie für Literatur.

GUSTAV ERNST, geb. 1944 in Wien. Lebt dort.

Schreibt Romane, Stücke, Drehbücher. Gründer und Leiter (gem. m. Karin Fleischanderl) der Leondinger Akademie für Literatur. Lehrt am Institut für Sprachkunst, Univ. für angewandte Kunst, Wien. Mitherausgeber von „kolik. zeitschrift für literatur“ und „kolik.film“

2011: „Beste Beziehungen“ | 2013: „Grundlsee“ (Haymon Verlag); 2013: Preis der Stadt Wien für Literatur

JUROR -INNEN

GABRIELE ROTHEMANN, geb. 1960 in Offenbach am Main.
1981–1985 Studium der Fotografie, Kunsthochschule Kassel
1985–1987 Staatliche Kunstakademie Düsseldorf, Klasse für Malerei
1988 Los Angeles, California Institut of the Arts (bei John Baldessari und Michael Asher)
1989 Förderpreis der Stadt Düsseldorf
1992–1994 Gastprofessur, Schule für Gestaltung, Zürich
1992 Peter Mertes Stipendium, Bonn
1996–1997 Deutsche Akademie „Villa Massimo“, Rom
1997–2001 Künstlerische Mitarbeit an der Bauhaus-Universität Weimar, Fachbereich Freie Kunst
Seit 2001: Professur für Fotografie, Universität für angewandte Kunst Wien

MARGRET WEBER-UNGER, geb. 1978 in Tragwein.
1997–2003 Studium Visuelle Mediengestaltung an der Kunstuniversität Linz, Diplom
2001 Ecole Supérieure des Beaux Arts, Marseille
2002–2009 Studium der Fotografie/Bildende Kunst (bei Gabriele Rothemann), Universität für angewandte Kunst, Wien, Diplom
Lebt und arbeitet in Wien.



JUROR _INNEN

MARIANNE JUNGMAIER, geb. 1985 in Linz.

Studierte Fernsehen, Film und Journalismus. Arbeitet mit Sprache, Film, Fotografie und Collagen.

2009–2010: Leondinger Literaturakademie.

2012: „Die Farbe des Herbstholzes“ (Mitter Verlag)

www.mariannejungmaier.at

VEA KAISER, geb. 1988 in St. Pölten.

2012: Debütroman „Blasmusikpop oder Wie die Wissenschaft in die Berge kam“ (Platz 1 der ORF-Bestenliste)

Zurzeit arbeitet sie an ihrem zweiten Roman.

www.kiwi-verlag.de/autor/vea-kaiser/1534/

STEFAN SONNTAGBAUER, geb. 1987 in Wels.

Schreibt und macht Musik (Krautschädl, Düsenfried and the Stuffgivers, Jo Strauss).

2009: Finalist FM4 Literaturwettbewerbs Wortlaut

2011: „Neulich im Mittelalter“

2012: „Containeröffchen“ (Holzbaum Verlag)

www.holzbaumverlag.at/stefan-sonntagbauer

AK

JUROR _INNEN

GERLINDE MIESENBÖCK, geb. 1978 in Freistadt
Studierte in Linz, Manchester und Rovaniemi (Fi) und erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Stipendien. Ausstellungen im Central European House of Photography/Bratislava, Northern Center of Photography/Oulu (Fi), Nordico Museum der Stadt Linz, Lentos, OÖ Landesgalerie usw.

www.gerlinde-miesenboeck.com

MICHAELA ORTNER, seit 2008 Assistentin der Studienrichtung Interface Cultures an der Kunstuniversität Linz. Davor realisierte sie Kunstprojekte für die Linzer Kommunikationsagentur „Die Fabrikanten“ und das Büro Linz Kultur. Seit 2009 ist Michaela Ortner Lehrbeauftragte für Fotografie und Kommunikation an der Kunstuniversität Linz und an der FH Hagenberg.

TOM MESIC, geb. 1969 in Kroatien
Seit 2008 intensive Beschäftigung mit der digitalen Fotografie. Ausstellungen im UKH Linz, Cal Poly University Los Angeles, Landestheater Linz, LDZ Linz und laufende Ausstellungen im Posthof. Schwerpunkt Personen und Reportagefotografie in diversen Situationen.

www.tommestic.com



Unter der Schirmherrschaft



Österreichische UNESCO-Kommission
Austrian Commission for UNESCO

